

**Schwangere Chefin: Der Eiertanz der ABB um Jasmin Staiblin**

Nummer 29 – 16. Juli 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Michael Jacksons Gesichts-Chirurgie**

Was sagen Schönheitsoperationen über einen Menschen aus?  
*Von Christoph Wolfensberger, Roger Köppel und Simon Brunner*

## **Mord in Valencia**

TV-Querulant Schlatter und das Opfer: Was wusste das Schweizer Fernsehen?  
*Von Alex Baur*

## **Medienskandal Swissfirst**

Wie die NZZ am Sonntag ihre Unschuld verlor. *Von Roger Köppel*



# ORIS

Swiss Made Watches  
Since  1904



*Bob Dylan*

Oris Bob Dylan Limited Edition  
[www.oris.ch](http://www.oris.ch)

## Intern

Sein Gesicht wirkte zuletzt wie eine Totenmaske. Der einst blendend aussehende, global erfolgreiche Entertainer, Tänzer, Musiker und Sänger Michael Jackson (1958–2009) schien sich in eine missratene Mischung aus Walt-Disney-Elfe und Diana Ross zu verwandeln. Was für ein Mensch unterzieht sich einem solchen Umgestaltungsprozess? Welche Rückschlüsse auf Jacksons Charakter sind aus dessen hochoperiertem Gesicht abzuleiten? Chefredaktor Roger Köppel und der frühere *Weltwoche*-Gesellschaftschef Simon Brunner, im Kurzurlaub von seinem MBA-Programm in Lausanne, trafen den renommierten Schwei-



**Operation Sehnsucht:** Chirurg Wolfensberger.

zer Schönheitschirurgen Christoph Wolfensberger, um über Michael Jackson und die Bedeutung der Schönheitschirurgie zu diskutieren. Wolfensberger weiss, wovon er spricht: Er kannte den Superstar persönlich, aber auch dessen plastischen Chirurgen Steve Hoefflin. **Seite 24**

Darf eine Firmenchefin in der Krise schwanger werden? Diese simple Frage stand am Anfang der Berichterstattung der *Weltwoche* zum Fall Jasmin Staiblin, Schweizer Länderchefin des Technologiekonzerns ABB. Eine Frage, die eine intensiv geführte Debatte nach sich zog, für stundenlange Diskussionen bei Abendessen und viele empörte Leserbriefe sorgte. «Klar darf sie das», sagen die einen, «das ist doch gar keine Frage.» Unverantwortlich, meinen die anderen, Frauen müssten sich eben für eine Sache entscheiden. Wirtschaftsredaktor Pierre Heumann hat sich des Falls Jasmin Staiblin nochmals angenommen. **Seite 10**

Sieben Jahre herrschte im Tessiner Strassenbau ein durchorganisiertes Kartell. In wöchentlichen Sitzungen hielten sich die Unternehmen Aufträge zu überhöhten Preisen zu. Der Betrug beläuft sich auf mehrere Dutzend Millionen Franken. Nun hat die Stadt Lugano Klage erhoben: Sie will die zu viel bezahlten Millionen zurück. Recherchen von Peter Keller zeigen, wie pikant die Geschichte ist: Auch FDP-Präsident und Bundesrats-Aspirant Fulvio Pelli ist in die Affäre verwickelt. Als ehemaliger Verwaltungsratspräsident der Tiefbaufirma Costra SA. **Seite 28**

Die *Weltwoche* war schon skeptisch, als die *NZZ am Sonntag* im Juli 2006 eine intensive Kampagne gegen die Swissfirst-Bank des Unternehmers Thomas Matter lancierte. Im Zuge des Trommelfeuers wurde die Bank kaputtgeschrieben, Matter zwischenzeitlich angeklagt. Die Journalisten wurden mit Auszeichnungen und Beförderungen belohnt. Schritt für Schritt zeigte sich, dass die Vorwürfe nicht stimmten. Alle Klagen gegen Matter wurden fallengelassen, die Zeitungen mussten sich entschuldigen. Kürzlich ist auch die letzte Klage im Dossier Swissfirst vor Gericht klar zugunsten Matters abgewiesen worden. Interessant ist, wie schwer sich die *NZZ am Sonntag*-Journalis-



**Medienopfer:** Swissfirst-Banker Matter.

ten noch immer tun, ihre Fehlleistungen zuzugeben. Die Stiftung Zürcher Journalistenpreis, welche die Falschrecherchen prämierte, weigert sich, den Preis rückwirkend abzuerkennen, und behauptet wider besseres Wissen, es sei nicht erwiesen, wer recht habe. Die angebliche Bankenaffäre erweist sich als Medienskandal. Unsere Recherchen machen das Ausmass deutlich. **Seite 30**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Markus Somm

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissingel, Lukas Voellmy (*Volontär*)

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Bildredaktion:** Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

**Layout:** Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

**Internet:** Andreas Thut (*Leitung*)

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsleitung:** Maike Juchler

**Marketing:** Sandra Millius (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

**Anzeigeninnendienst:** Anina Gross,

Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Publicitas web2com AG

**Tarife und Buchungen unter:** Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

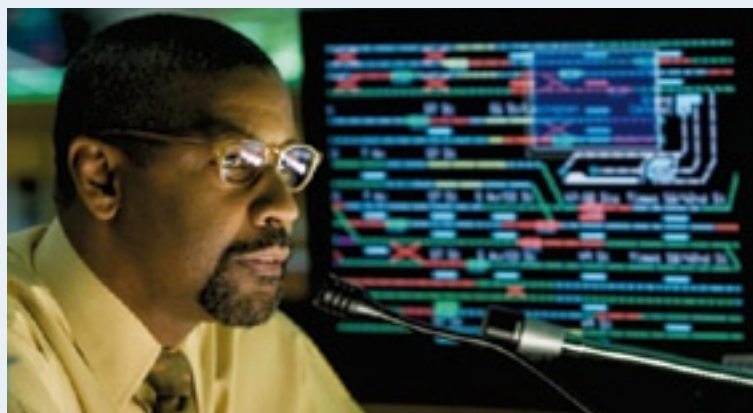
**Druck:** Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

## Weltwoche-Spezialangebot

Kino-Highlight: «THE TAKING OF PELHAM 123»

Erleben Sie den neuen Actionfilm «THE TAKING OF PELHAM 123» mit John Travolta und Denzel Washington in einer exklusiven Kinovorführung für Weltwoche-Leser in Bern. Bestellen Sie noch heute Ihre Tickets!



«THE TAKING OF PELHAM 123» ist der Kino-Thriller des Sommers. Im Rahmen einer exklusiven Spezialvorführung für Weltwoche-Leser bieten wir Ihnen die Gelegenheit, den Film noch vor dem offiziellen Kinostart im Pathé Westside in Bern kostenlos zu genießen.

Der U-Bahn-Zug Pelham 123 wird zum Schauplatz eines brutalen Raubüberfalls, als bewaffnete Männer ihn in ihre Gewalt bringen und die Passagiere samt Zugführer als Geiseln nehmen. Anfangs reagieren alle mit ungläubigem Staunen darüber, wie jemand so verrückt sein kann, einen Zug zu kapern – doch der altgediente Fahrdienstleiter der New Yorker Subway, Walter Garber (DENZEL WASHINGTON), weiss es bald besser. Denn der kaltblütige Anführer der Bande (JOHN TRAVOLTA) hat alles bis ins kleinste Detail durchgeplant. Er fordert ein saftiges Lösegeld innerhalb von einer Stunde – ansonsten wird er damit anfangen, Geiseln zu töten.

Tony Scott («Der Staatsfeind Nr. 1», «Déjà Vu») führte Regie bei diesem spannungsgeladenen, adrenalintreibenden Grosstadt-

Thriller, einem Remake von Joseph Sargents «Stoppt die Todesfahrt der U-Bahn 123» mit Walter Matthau und Robert Shaw aus dem Jahr 1974. In den Hauptrollen liefern sich diesmal mit Oscar-Preisträger Denzel Washington («Training Day», «Inside Man») und John Travolta («Face/Off», «Passwort: Swordfish») zwei wahre Hollywood-Schwergewichte ein schauspielerisches Duell der Extraklasse. In weiteren Rollen agieren James Gandolfini («Das Spiel der Macht», «Die Sopranos», «8mm») und John Turturro («Collateral Damage – Zeit der Vergeltung», «Transformers»).



Mehr Informationen zum Film finden Sie auf [www.pelham123.ch](http://www.pelham123.ch).

«THE TAKING OF PELHAM 123» kommt am 13. August 2009 in die Schweizer Kinos.

### Weltwoche-Spezialangebot:

Seien Sie mit dabei bei der Weltwoche-Spezialvorführung von «THE TAKING OF PELHAM 123».

Die Vorführung findet am 4. August 2009, 19 Uhr, im Pathé Westside in Bern statt. Film in englischer Originalversion mit deutschen und französischen Untertiteln.

Registrieren Sie sich jetzt auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub) und bestellen Sie 2 Gratis-Kinotickets für «THE TAKING OF PELHAM 123».

Die Anzahl Plätze ist limitiert.

# UMDENKEN



Dieses Zeichen garantiert frische, biologische Produkte aus nachhaltigem Anbau. Mit unserem Bio-Programm fördern wir eine naturnahe Landwirtschaft mit ausschliesslich natürlichen Hilfsstoffen und sanftem, vorbeugendem Pflanzenschutz. Eine Haltung, die sich lohnt, für Mensch und Natur. Mehr zu Bio finden Sie unter [migros.ch](http://migros.ch)



Migros ist nachhaltigste Detailhändlerin der Welt.

# MIGROS

Ein **M** besser.

## Hilfe, die Chefin ist schwanger

Von Pierre Heumann — Der Bauch einer Frau ist Privatsache. Gehört er einer Topmanagerin, wird er zum Politikum. Im Fall ihrer Chefin Jasmin Staiblin handelt die ABB Schweiz ungeschickt.



Ungewisse Zukunft: ABB-Chefin Staiblin.

Jasmin Staiblin hat kürzlich ein Kind zur Welt gebracht und will jetzt den ihr zustehenden Mutterschaftsurlaub geniessen. Na und? Vor ihr sind unzählige Frauen schwanger geworden, und unzählige werden es nach Jasmin Staiblin sein.

Aber die 39-Jährige ist nicht irgendwer, sondern Topmanagerin bei ABB. Eine der ganz wenigen, die es an die Spitze eines Industriekonzerne geschafft haben. Und weil sie in den nächsten Monaten zu Hause ihr Kind versorgen und verwöhnen will, entfacht sie eine alte Diskussion neu: Lassen sich Mutterschaft und Karriere miteinander vereinbaren? Wie steht es um Staiblins Verantwortung gegenüber der Firma, der Schweizer Ländergesellschaft der ABB und den tausenden von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die dort ihr Auskommen haben?

Diese Fragen hätte die *Weltwoche* gerne Jasmin Staiblin persönlich gestellt. Ein Interview mit ihr sei aber «leider nicht möglich», beschied die Medienstelle, die Chefin sei bis Ende Oktober im Mutterschaftsurlaub. Punkt. Ende der Kommunikation.

Diese kurze Antwort zeigt: Jasmin Staiblin ist als Topmanagerin eines börsenkotierten Unternehmens zwar eine Person des öffentlichen Interesses. Und dennoch betrachten die Öffentlichkeitsarbeiter der ABB das Privatleben Staiblins als tabu. Es ist beispielsweise

nicht bekannt, wer der Vater des Kindes ist. Die Karrierefrau hatte auch ihre Schwangerschaft bis zum Schluss verheimlicht. Sie sah offenbar keine Notwendigkeit, das bevorstehende freudige Ereignis mit anderen Menschen zu teilen. Ganz abgesehen davon, dass dies auch bedeutet, dass die Chefin sechzehn lange Wochen in den Mutterschaftsurlaub geht. Erst als Jasmin Staiblin im neunten Monat war, informierte die Managerin die Belegschaft, und zwar mit einer dünnen Mitteilung über das firmeneigene Intranet. Und auch seit der Niederkunft achtet sie streng auf die Respektierung ihrer Privatsphäre. Weder Geburtsdatum noch Name ihres Babys gibt sie zur Veröffentlichung frei.

### Die Spielregeln der Topmanager

Die Frau macht aus ihrem Privatleben ein Geheimnis. Verschweigt, wie sie Mutterglück und berufliche Ambitionen in Einklang bringen will. Sie lässt zentrale Fragen unbeantwortet: Wie will sie künftig ihr Kind betreuen? Hat sie einen Partner, der ihr dabei hilft? Und vor allem: Wird sie für die Firma nach dem Ende der Auszeit wieder voll zur Verfügung stehen?

Indem sie bei diesen Fragen stumm bleibt, missachtet sie eine der wesentlichsten Management-Spielregeln. Top-Führungskräfte, weibliche wie männliche, haben sich Fragen nach ihrer persönlichen Belastbarkeit gefallen zu

lassen. Sie müssen bereit sein, Konsequenzen zu ziehen, sollten sie aus irgendwelchen Gründen den Anforderungen des Topjobs nicht mehr genügen können.

Das ist mehr als eine reine Formsache, mehr als Stoff für sensationshungrige Medien. Bei der Frage nach der Einsatzfähigkeit geht es um das Wohl des Unternehmens. So will zum Beispiel die US-Börsenaufsicht die Informationspolitik von Apple im Fall der Krankheit des Firmengründers Steve Jobs prüfen. Seine medizinischen Probleme seien relativ einfach zu behandeln, hatte er im Januar behauptet. Wenige Tage später gab er zu, sie seien doch komplexer als gedacht, worauf er eine Auszeit bis Ende Juni ankündigte und sich einer Lebertransplantation unterzog. Die Börsenaufsicht will jetzt in Erfahrung bringen, ob Jobs bewusst etwas verschwiegen hat, was von öffentlichem Interesse und damit auch börsenrelevant gewesen wäre. Es geht um die Frage, ob Steve Jobs mit seiner vagen Informationspolitik Anleger getäuscht haben könnte.

### «Erstaunliche Sozialkompetenz»

Was für Männer gilt, gilt auch für Frauen – selbstredend auch bei Schwangerschaften. Doch weder ABB noch Staiblin äussern sich zu diesem zentralen Punkt. So bleibt beispielsweise offen, wie die zur Chefin mutierte Mutter ihre Doppelbelastung nach Ablauf des Mutterschaftsurlaubs bewältigen will.

Die Informationspolitik, so viel lässt sich festhalten, ist in diesem Fall weder der ABB noch deren Schweizer Chefin wirklich gelungen. Beide haben es versäumt, frühzeitig und offen über die Schwangerschaft zu informieren, proaktiv kundzutun, wer die Verantwortung für ABB Schweiz übernehmen wird, während die Spitzenmanagerin zu Hause ihr Baby ernährt. Statt der mageren Ankündigung via Bildschirm wäre eine persönliche Mitteilung der Schwangeren angebracht gewesen. Mit Sätzen wie «Wir bereiten uns darauf vor» oder «Wir haben die Führungsstrukturen voll im Griff» hätte Jasmin Staiblin klarmachen können, dass ihre Abwesenheit kein Vakuum in der Führung hinterlassen werde.

Die Firma hat die Auszeit Staiblins zwar vorbereitet, die Kompetenzen während ihrer Abwesenheit klar geregelt – aber sie hat dies ausserhalb der Firma nicht kommuniziert.

In den nächsten Wochen und Monaten wird Staiblin ihre Kontakte in die Firma hinein nicht abbrechen lassen, Mutterschaftsurlaub hin oder her. Sie sei fürs Topmanagement «selbstverständlich erreichbar», versichert die Medienabteilung von ABB Schweiz. Und ihr interimistischer Nachfolger ist keine Verlegenheitslösung, sondern ein erfahrener ABB-Mann: Peter Smits. Der 58-jährige Diplombetriebsingenieur, der jetzt bis Ende Oktober den Vorsitz der Geschäftsleitung von ABB Schweiz übernimmt, kennt die Firma als



Verantwortung im Beruf: FDP-Politikerin Moret.



Rücktritt: SVP-Nationalrätin Hutter.



Präsent: EMS-Chefin Martullo-Blocher.

Verwaltungsratspräsident von ABB Schweiz bestens. Er ist übrigens bereits vor drei Jahren für Staiblin eingesprungen. Aus beruflichen Gründen konnte sie damals die Position als Länderchefin Schweiz erst drei Monate nach ihrer Ernennung antreten.

Wie die Zukunft Staiblins bei ABB aussieht, bleibt offen. Was erstaunt: Denn heute ist sie Vorgesetzte von 6300 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ist für einen Umsatz von über vier Milliarden Franken verantwortlich – und für ihren beruflichen Einsatz und Ehrgeiz bekannt. Im März 2006, just zu ihrem 36. Geburtstag, wurde sie Landeschefin ABB Schweiz. Seit ihrem Eintritt in die Firma als Forschungsassistentin am ABB-Forschungszentrum Dättwil im Jahre 1997 hat sich die studierte Elektrotechnikerin und Physikerin nicht nur in mehreren Führungspositionen bewährt, sondern auch Auslanderfahrung sammeln können. Indem sie sich wie selbstverständlich in der Männerwelt ABB durchsetzen konnte, habe sie bewiesen, dass sie über eine «erstaunliche Sozialkompetenz» verfüge, lobt ein Headhunter, der Jasmin Staiblin bestens kennt.

#### Umstrittenes Mutterglück

Ihr steiler Aufstieg ist eine Ausnahme. Denn die Schweiz ist ein besonders hartes Pflaster für Mütter, die sich auch beruflich verwirklichen wollen. «Karriere und Beruf sind in der Schweiz nach wie vor nur sehr schwierig unter einen Hut zu bringen», sagt der ehemalige Generaldirektor von Manpower Charles Bélaz. Bewerbungen von Frauen für die höchsten Positionen seien nach wie vor selten. «Kinder verunmöglichen oft Auslandeinsätze. Über diesen Mangel stolpern Frauen zusätzlich», sagt Bélaz. Eine erdrückende Mehrheit der Frauen in Führungspositionen ist kinderlos – bis zu 80 Prozent sind es zum Beispiel bei der Zürcher Kantonalbank.

Die Kombination von Mutterglück und Karriere ist nicht nur selten – sie ist auch umstritten. Entscheidet sich eine prominente Mutter für oder gegen eine Karriere, hat das nicht nur eine praktische Dimension, sondern reflektiert oft auch eine Weltanschauung. Die Reaktionen von Topmanagerinnen und Politikerinnen auf den Schwangerschaftsurlaub Staiblins sind denn auch entsprechend heftig ausgefallen.

So will die SVP-Frau Jasmin Hutter, die Ende Jahr ein Kind erwartet, vor allem für ihren Säugling da sein. «Eine Mutter sollte sich primär um ihre Kinder kümmern», gab sie kürzlich zu Protokoll. Die Mehrheit der Frauen, meint Hutter, fände genug Befriedigung im Muttersein. Sie will deshalb als Nummer zwei der SVP und eventuell auch als Nationalrätin zurücktreten. «Ich muss zwischen Unternehmen, Politik und Kind wählen», sagt die 31-jährige Politikerin, die als Verkaufsleiterin in der Baumaschinenfirma ihres Vaters arbeitet: «In Zukunft wird mein Kind im Vordergrund stehen.» Auch die ehema-

lige Bundesrätin Ruth Metzler hatte wiederholt gesagt, dass sich Mutterschaft und Bundesratsposten gegenseitig ausschliessen.

Isabelle Moret, FDP-Frau mit Bundesratsambitionen, hält die Kombination «Mutter und Verantwortung im Beruf» hingegen für machbar. Unterstützt wird sie darin von der SP-Ständerätin Géraldine Savary, deren zweites Kind kurz nach ihrer Wahl in den Nationalrat zur Welt kam. Ihre Ambitionen waren damit aber nicht zu Ende: Sie liess sich in die Kleine Kammer wählen.

In der Wirtschaft ist es unter weiblichen Führungskräften ebenfalls umstritten, ob sich Topmanagement und Muttersein vereinbaren lassen. «Beides zu haben – Job und Kind –, liegt nicht drin», sagt zum Beispiel die Fernsehredirektorin Ingrid Deltenre. Die Unternehmerin Magdalena Martullo-Blocher sieht es anders: Als sie vor fünf Jahren die Konzernführung bei der EMS von ihrem Vater übernahm, war sie hochschwanger. Es wäre für sie aber nicht in Frage gekommen, den Mutterschaftsurlaub voll zu beanspruchen – «ich wollte präsent sein», sagte sie Mitte Juli in einem Gespräch mit der *Sonntagszeitung*.

An diesem emotionalen Thema scheiden sich die Geister somit nicht nur zwischen Mann und Frau, sondern auch zwischen Frau und Frau. Umso mehr wäre eine klare Kommunikation im Fall Jasmin Staiblin wichtig gewesen. Diese Chance ist vertan. ○

**suche.ch**<sup>®</sup>  
Das Schweizer Internet-Portal

**jetzt noch besser!**  
einfacher - schneller - genauer

- schon besucht?**
- haus.ch
  - wohnungen.ch
  - architekt.ch
  - bodenbelaege.ch
  - beleuchtungen.ch
  - bueromoebel.ch
  - gartenmöbel.ch
  - wetterbericht.ch**

## «Jetzt hat er Angst und will mich loswerden»

Von Alex Baur — Der «TV-Querulant» Erich Schlatter stand unter potenten Medikamenten, die Helfer offenbar für ihn beschafft hatten. Und: Er hatte ein handfestes Motiv, seinen Kollegen U. B. zu töten. Undurchsichtig bleibt die Rolle des Schweizer Fernsehens beim Tötungsdelikt in Valencia.

```
<<-----Ursprüngliche Nachricht-----
<<Date: Fri, 15 May 2009 16:41:31 +0000
<<From: christian.lipp@[REDACTED]
<<To: [REDACTED]
<<Subject: Kontakt 2

<<lieber U. [REDACTED]
<<danke fuer die Mitteilungen aus Espana. Hoffentlich klappt dein Plan mit den Pillen
<<und sie nuetzen etwas. Hast du eigentlich Nachschub gekriegt??
<<Lass E. gruessen
<<hasta pronto, Christian

<Von: [REDACTED]
<Datum: 18.05.2009 03:32
<An: <christian.lipp@[REDACTED]
<Betreff: RE: Kontakt 2

<hallo chr. ,
<die concerta nuetzen bei erich. gab ihm schon zwei davon. morgen geb ich ihm das
<letzte. warte immer noch auf meine kohle. haette nicht gedacht das du so schnell
<antwortest!!?
<Gruss U. [REDACTED]

Date: Tue, 19 May 2009 21:15:57 +0000
From: christian.lipp@[REDACTED]
To: [REDACTED]
Subject: AW: RE: Kontakt 2

Hallo Urs,
wie geht's ?? Wie geht es unserm Freund. Bin fast ein wenig beunruhigt, dass ich
von ihm nichts hoere, weder telefon noch mail. Aber ich nehme an, no news is good
news, dass es ihm ofenbar gut geht. Ich habe mit [REDACTED] telefoniert, er will morgen
```

«Wie geht es unserem Freund?» Mail-Verkehr von TV-Reporter Lipp und U. B.

«Ich warte jetzt nur noch auf mein Geld, um zu verschwinden», schreibt U. B.\* in einem E-Mail, das er am Abend des 28. Mai 2009 von einem Internetcafé in Valencia an TV-Reporter Christian Lipp und weitere Adressaten versendet. «Wäre ich doch anderswohin gegangen», bilanziert der 43-jährige Zürcher am Schluss des Schreibens, in dem er seiner Enttäuschung freien Lauf lässt. Erich Schlatter, der prominente Schaffhauser Psychiatrieflüchtling, habe seine Helfer hinters Licht geführt und schamlos ausgenutzt. Er habe Schlatter «unabsichtlich überführt», meint U. B., «doch jetzt hat er Angst und will mich loswerden». Und weiter: «So normal, wie ich ihn noch nie erlebt habe, sagte er, ich müsse jetzt so schnell wie möglich verreisen.»

Doch U. B. sitzt in Valencia fest. Er wartet auf Geld, das ihm seine Mutter für die Heimreise in die Schweiz losgeschickt hat. Als die ersehnte Überweisung endlich eintrifft, ist U. B. bereits tot. In jener Nacht, in der er das verzweifelte Mail versendet, wird der Zürcher in einem klei-

nen Park am Rande von Valencia buchstäblich erschlagen. Wenig später nimmt die Polizei einen Verdächtigen fest, der seither in Untersuchungshaft sitzt: Psychiatrieflüchtling Erich Schlatter, dank zwei Dok-Filmen eine schweizweit bekannte Figur.

Als U. B. am 25. April 2009 von Zürich nach Valencia reiste, um Erich Schlatter zu unterstützen, war er noch voller Zuversicht. «Ich bin zu 70 Prozent wegen ihm hier und zu 30 Prozent wegen mir», schrieb er einem Kollegen. In der Schweiz sehe er «keine Lebensaufgabe» mehr für sich. Sein Mietvertrag war soeben ausgelaufen, der Job gekündigt. Schlatter zu helfen, so meinte U. B., gebe seiner Existenz wieder einen Sinn. Via Fernsehen hatte er vom tristen Schicksal des Querulanten erfahren, den er aus früheren Jahren sogar flüchtig kannte. TV-Reporter Christian Lipp stellte den Kontakt zwischen den beiden her.

Bereits im Herbst 2007 hatte Lipp den Schaffhauser «Behördenschreck» – seine Freunde be-

zeichnen ihn als «Stadtoriginal» – Erich Schlatter in einem Dok-Film erstmals als Opfer von sturen Beamten und Psychiatern porträtiert. Im Rahmen der Sendereihe «Fortsetzung folgt» nahm Röbi Koller den Fall im letzten Februar wieder auf. «Wegen einer Tätlichkeit», so das Fazit der TV-Filmer, habe man den unbequemen Schlatter mit Psychopharmaka vollgepumpt und auf ewig wegsperren wollen. Doch der «schräge Vogel» türmte im Sommer 2006 aus der Klinik. Seither lebte er, mit finanzieller und moralischer Unterstützung eines kleinen Helferkreises, unter prekären Verhältnissen, aber klaglos in Frankreich und Spanien. Schlatter hatte damit nach Meinung seiner Helfer den «Tatbeweis» für seine Harmlosigkeit erbracht. Der Film löste eine Welle der Solidarität mit dem Flüchtling aus.

### Unmengen von Alkohol

Anfänglich kommen Schlatter und sein aus Zürich angereister Helfer offenbar gut miteinander zurecht. «Ich tue alles, um ihm zu helfen, es geht ihm ständig besser», schreibt U. B. am 27. April einem Freund, «wenn er einen Monat so weiter isst, kommt er wieder zu Kräften.» Der Alltag sei allerdings von ständigem Geldmangel geprägt: «Die lieben Spender schicken nicht einmal die versprochenen 100 Euro pro Woche.» Möglichst bald will er deshalb mit Schlatter nach Marokko reisen, wo das Leben billiger sei. Falls das versprochene Auto aus der Schweiz nicht eintreffe, werde er halt selber eines auftreiben: «Ich bin hier mit meinem Pass und der Maestro-Karte, was ich beides zur Verfügung stelle, um ein Auto zu kriegen.» Irgendwo im Atlas-Gebirge wollten die beiden einen Gemüsegarten anlegen und von der Natur leben.

Doch die Idylle ist brüchig und von kurzer Dauer. Wie aus dem Kreis seiner Familie zu erfahren ist, beklagt sich U. B. bald über die herrischen Allüren von Erich Schlatter, der «von früh bis spät» Unmengen von Alkohol trinke. Wenn er ihn zu mässigen versuche, reagiere Schlatter aggressiv. Im Verlauf des Monats Mai steigen die Spannungen. Schlatter verdächtigt seine Helfer, ihn zu hintergehen, und stösst wilde Drohungen aus. Gemäss Recherchen der *Schaffhauser Nachrichten* vor Ort leben die beiden – entgegen der Darstellung der spanischen Polizei – in den letzten Tagen nicht mehr zusammen. In seinem letzten Mail vor dem Tod berichtet U. B., dass Schlatter nachts jeweils seine Habe durchsuche und ihn bestohlen habe. Ein



vermeintlich geklautes Velo habe er mutmasslich verkauft. Schlatter habe ein doppeltes Gesicht. All der «Grümpel», den er um seine Hütte aufgebaut habe, sei lediglich eine Inszenierung, «um die Journalisten zu beeindrucken». Sein angeblicher Sammlertick sei bloss eine Masche. Und weiter: «Da er intelligent ist und schon viele Jahre schauspielert, ist es schwer gewesen, das alles zu merken. (...) Ich behaupte, dass er alles geplant hat und dass jetzt alles auf der Kippe steht, weshalb er mich jetzt auch hasst und loshaben will.»

### Ein klassisches Mordmotiv

Musste U. B. sterben, weil er ein Lügengebäude um Erich Schlatters Existenz aufdeckte? – Die letzten Mails enthalten schwerwiegende Indizien für diesen Verdacht. Damit steigt freilich auch die Gefahr einer vorschnellen Täterfixierung. Denn Beweise sind das noch lange nicht. Auch Erich Schlatter, der den Tötungsvorwurf bestreitet, hat ein Recht auf ein faires Verfahren. Doch das Vertrauen in die spanische Justiz hält sich in Grenzen. Als sich der Reporter der *Schaffhauser Nachrichten* in der Hütte des Verhafteten umschaute, fand er Quittungen von Telefonaten in die Schweiz. Von Ermittlern, die solche Spuren achtlos liegenlassen, ist wenig Gutes zu erwarten.

Und dennoch, die Bluttat wäre nicht wesensfremd für Erich Schlatter. Entgegen der Darstellung der Dok-Filmer wurde der «schräge Vogel» nicht wegen «einer Tätlichkeit» verurteilt und psychiatrisiert – sondern wegen mehrerer schwerer Attacken, die gemäss dem Urteil zweier Gerichtsinstanzen ohne weiteres zu bleibenden bis tödlichen Verwundungen hätten führen können. Gemäss den Urteilen ging die Aggression immer von Schlatter aus. Auch einschlägige Vorstrafen verschwiegen die TV-Reporter.

In seiner Ausgabe vom 4. Juli verteidigte der *Tages-Anzeiger* die Dok-Filme von Christian Lipp und Röbi Koller. Schliesslich seien beide Seiten zu Wort gekommen. Den Behörden und einem Opfer von Schlatter habe man 4 Minuten und 40 Sekunden Sendezeit gewährt, seinen Freunden, die den Querulanten für harmlos erklärten, dagegen bloss 3 Minuten und 10 Sekunden. Doch die mit der Stoppuhr gemessene vermeintliche «Ausgewogenheit» lenkt von der Sache ab. Die Manipulation liegt, wie meistens im Journalismus, nicht in dem, was gesagt oder geschrieben wurde – sondern in dem, was verschwiegen wird.

Das lässt sich am Beispiel einer Psychiaterin illustrieren, die Erich Schlatter begutachtete. Reporter Lipp fragt sie im Film, ob Schlatter eine Gefahr für die Allgemeinheit sei. In ihrer mutmasslich geschnittenen Stellungnahme gibt die Fachfrau aber keine direkte Antwort auf die Frage. Sie erklärt bloss, unter welchen (hypothetischen) Umständen Schlatter sich eventuell gefahrlos eingliedern liesse. Die an

sich klare Aussage des Gutachtens (hohes Rückfallrisiko) wird mit diesem Trick verwedelt und faktisch in ihr Gegenteil verdreht.

Auch notorische Gewalttäter können eine sehr gewinnende, menschliche Seite zeigen. Wie problematisch sich diese am TV auswirken kann, illustriert eine andere Reportage von Röbi Koller über die Strafanstalt Thorberg aus dem Jahr 1993. In der Live-Sendung sprach der wegen Mordes verurteilte Musterhäftling Martin Blazek über Reue und Verzeihen. Eine Sekundarlehrerin aus dem Baselbiet war derart gerührt, dass sie dem Häftling schrieb, sich verliebte und ihn schliesslich heiratete. Tatsächlich hatte Blazek, was am TV nicht erwähnt wurde, zuvor schon zwei weitere Opfer erstochen (und durfte getrost als Serienmörder be-



Reue und Verzeihen: TV-Reporter Koller.

zeichnet werden). Sein «anderes» Gesicht zeigte der reuige Musterhäftling erst zwei Jahre später wieder bei einem Ausbruchversuch in Luzern, der nach einem dreistündigen Geiseldrama von einem Einsatzkommando der Polizei unblutig beendet wurde.

Röbi Koller war bei der Heirat zwischen Blazek und der Lehrerin im Gefängnis als Zeuge zugegen. Damit wurde der Reporter selber zum Akteur in seiner Geschichte, die er später in der Sendung «Quer» weiterverwertete. Auch im Fall Schlatter ist Journalist Christian Lipp längst vom Berichtstatter zu einem Teil des Helfergrüppchens geworden (*Weltwoche* Nr. 27.09). Lipp selber sieht das zwar anders. An Menschen wie Schlatter könne man als Journalist gar nicht herankommen, so rechtfertigte er seine kumpelhafte Beziehung zum Psychiatrieflüchtling, wenn man nicht eine persönliche Beziehung und eine gewisse Empathie zu ihnen aufbaue. Das mag zutreffen. Jeder Reporter kennt dieses

Dilemma. Doch die Nähe zu einer Partei in einem derart umstrittenen Fall ist immer ein Kantengang mit hoher Absturzgefahr.

Schlatters psychischer Zustand verschlechterte sich im letzten Frühling rapide. Der Mann verschickte unter wechselnden Identitäten wire mails in die halbe Welt und überhäufte auch seine Helfer mit Schimpftiraden. Die E-Mails weisen darauf hin, dass Leute aus seinem Helferkreis in der Not versuchten, Schlatter mit Psychopharmaka, die er früher vehement verdammt hatte, wieder auf den Boden der Realität zurückzuholen. Christian Lipp war zumindest im Bild und stimmte dem Plan offenbar zu.

### «Hoffentlich klappt das mit den Pillen»

Am 15. Mai schrieb der TV-Reporter an U. B.: «Hoffentlich klappt dein Plan mit den Pillen und sie nützen etwas. Hast du eigentlich Nachschub gekriegt?» U. B. antwortet am 18. Mai: «Hallo Christian, die Concerta nützen bei Erich, gab ihm schon zwei davon, morgen gebe ich ihm die letzte.» Tags darauf fragt Lipp wieder nach: «Hallo U., wie geht es unserem Freund? Bin fast etwas beunruhigt, dass ich von nichts höre.»

Tatsächlich bestand aller Grund zur Sorge. Die Concerta-Tabletten enthalten denselben Wirkstoff wie das umstrittene Ritalin. Das hochpotente, rezeptpflichtige Aufputzmittel wird als Ersatzstoff für Kokainisten auf Entzug und zur Behandlung hyperaktiver Kinder verwendet. Was der Stoff aber bei Schlatter (Diagnose: paranoide Persönlichkeitsstörung mit schizoiden Zügen) bewirkte, bleibt unergründlich. Mehrere Psychiater, die von der *Weltwoche* angefragt wurden, schüttelten nur den Kopf. Sie mochten sich zwar nicht auf eine Ferndiagnose einlassen, wiesen aber darauf hin, dass Concerta unter den gegebenen Umständen völlig unvorhersehbare Wirkungen zeitigen könne.

Die Mails erhalten keine Angaben darüber, wer Schlatter den rezeptpflichtigen Stoff allenfalls verschrieben oder gar nach Spanien geschickt hatte. Hat U. B., der selber ein Drogenproblem hatte, die Tabletten beschafft? Oder kamen sie aus der Schweiz? Offen ist auch, ob er eine Woche später, zur mutmasslichen Tatzeit, unter Medikamenten stand. Die Indizien müssten allerdings für eine Ausweitung der Strafuntersuchung in die Schweiz ausreichen. Immerhin geht es um ein Tötungsdelikt.

Vom TV-Reporter Lipp ist kaum eine Klärung zu erwarten – er erklärte auf Anfrage, er habe von der Sache mit den Medikamenten «keine Ahnung».

\* **Klarstellung:** Der Bericht in der *Weltwoche* Nr. 27.09 zum Fall Schlatter lässt den falschen Schluss zu, dass es sich bei U. B. um Urs Bosshard handelt, der in Zürich Witikon seine Dienste als «Allrounder» anbietet. Bosshard legt Wert auf die Feststellung, dass sein Name zwar ähnlich klingt wie jener des Opfers, er jedoch nicht mit diesem identisch ist.

# Lehrstück für den Umgang mit den USA

Von Daniel Ammann — Die USA missachten die Souveränität der Schweiz und handeln völkerrechtswidrig, wenn sie die UBS zwingen, Kundendaten herauszurücken. Der Bundesrat muss die Lehren aus dem Fall Marc Rich ziehen – und hart bleiben.



*Fatale Signale:* Wirtschaftsministerin Leuthard, Bundespräsident Merz.

Es waren klare Worte letzte Woche – nach Monaten, in denen der Bundesrat im Steuerstreit um die Grossbank UBS einen eher zwiespältigen und ungeeinten Eindruck hinterlassen hatte. Die Schweizer Regierung zog gegenüber der amerikanischen Justiz eine rote Linie und stellte klar: Die UBS darf die Informationen von 52 000 amerikanischen Kunden unter keinen Umständen herausrücken. Und der Bundesrat drohte den USA mit einer Eskalation. Nötigenfalls, so liess der Bundesrat wissen, entzöge er die fraglichen Kundendossiers «der Verfügungsgewalt der Grossbank», damit sie nicht in den USA landeten. Sprich: Er liesse sie beschlagnahmen.

Der Steuerstreit, den die UBS mit ihrem Verhalten in den USA auslöste, ist definitiv zu einem zwischenstaatlichen Konflikt zwischen den USA und der Schweiz geworden. Es war nötig, dass der Bundesrat dies explizit anerkannte – und sich dem Konflikt stellt. Denn unabhängig von Schuld oder Unschuld der UBS; unabhängig davon, ob die Bank amerikanischen Kunden half, Steuern zu hinterziehen; auch unabhängig davon, ob die UBS mit ihrem Geschäftsgebaren den Schweizer Finanzplatz – und die Schweiz – in grösste Bedrängnis brachte: Beim Gerichtsverfahren in Florida, das Anfang Woche auf gemeinsamen Wunsch der amerikanischen und der Schweizer Regie-

rung sowie der UBS vertagt wurde, geht es um etwas anderes. Es geht um die Frage, ob in der Schweiz schweizerisches oder amerikanisches Recht gilt. Es geht darum, ob sich die Schweiz von den Drohungen einer Grossmacht einschüchtern lässt. Es geht, ohne pathetisch zu werden, um die Schweizer Souveränität.

Genau darum ging es schon einmal, vor 26 Jahren, bei der Steueraffäre um den Zuger Rohstoffhändler Marc Rich. Bei allen Unterschieden sind die Parallelen zwischen dem UBS-Steuerstreit und dem Fall Rich frappant. Wie damals wird ein Verfahren gegen eine Schweizer Firma in den USA zum «historischen» Fall (ABC News) stilisiert, zum «grössten Test für das Schweizer Bankgeheimnis» (Reuters), zum «bahnbrechenden Prozess» (*Wall Street Journal*). Wie damals entscheidet ein amerikanischer Bezirksrichter über die Frage, ob eine Schweizer Firma Schweizer Geschäftsdokumente der US-Steuerbehörde IRS offenlegen muss. Wie damals betreffen diese Akten nicht nur die Firma selber, sondern auch die Geheimnisse ihrer Kunden. Und wie damals geht es den Amerikanern darum, ein Exempel zu statuieren.

## Vergiftete Beziehungen

Der Fall Rich eskalierte Mitte der achtziger Jahre zum bislang schlimmsten diplomatischen Konflikt zwischen den USA und der

Schweiz. Er vergiftete die Beziehungen der beiden Länder für viele Jahre – und er ist ein Lehrstück dafür, wie man in solchen Konflikten mit den Amerikanern umgehen sollte.

Das Vorgehen der USA gegen Marc Rich war einer der frühen Fälle von dem, was ich in meinem kommenden Buch «The King of Oil» als «rechtlichen Isolationismus» bezeichne; der anhaltenden Tendenz der US-Justiz, die eigenen Gesetze über die Gesetze anderer Länder zu stellen und die Gerichtsbarkeiten anderer Länder zu missachten.

Der Funke im Pulverfass war – ähnlich wie heute bei der UBS – ein Streit über Geschäftsdokumente der Marc Rich + Co AG, die ihren Hauptsitz seit 1974, seit ihrer Gründung, in Zug hatte. Anfang der achtziger Jahre war Rich einer der grössten unabhängigen Ölhändler der Welt und damit ein lohnendes Ziel. Ein ehrgeiziger New Yorker Staatsanwalt namens Rudolph W. Giuliani warf ihm und seinen Firmen in den USA und in der Schweiz vor, sie hätten Profite aus Ölgeschäften in der Höhe von über 100 Millionen Dollar verheimlicht. Die Profite hätten sie über den Schweizer Hauptsitz abgerechnet und so 48 Millionen Dollar an amerikanischen Steuern hinterzogen.

Die Staatsanwaltschaft verlangte die Herausgabe von Hunderttausenden von Akten von der Marc Rich International in New York und von der Marc Rich + Co AG in Zug. Die Marc Rich International, die der amerikanischen Gerichtsbarkeit unterlag, lieferte die Papiere anstandslos. Die Marc Rich + Co AG allerdings weigerte sich, der Anordnung Folge zu leisten. Sie argumentierte, dass sie als Schweizer Firma unter Schweizer Gesetzen operiere und dass es ihr diese Gesetze verböten, Geschäftsdokumente an eine ausländische Behörde auszuhandigen. Und sie zitierte das Verbot des «wirtschaftlichen Nachrichtendienstes», das im Artikel 273 des Schweizerischen Strafgesetzbuches festgehalten ist: «Wer ein Geschäftsgeheimnis einer fremden amtlichen Stelle [...] zugänglich macht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe [...] bestraft.»

Den New Yorker Distriktrichter Leonard Sand kümmerte das nicht, er entschied, dass die Marc Rich + Co die Geschäftsdokumente trotzdem ausliefern müsse. Als sich die Firma weiterhin weigerte, verhängte Richter Sand im Juni 1983 eine drakonische Beuge-Busse: 50 000 Dollar müsse die Firma bezahlen – pro Tag –, so lange, bis sie die Dokumente aushän-

dige. Gleichzeitig drohte der Richter, 55 Millionen Dollar der Marc Rich + Co AG einzufrieren, die bei zwanzig europäischen und amerikanischen Banken lagen oder die Rich von Geschäftspartnern noch geschuldet wurden. Darauf wurden einige Geschäftspartner und Banken nervös und drängten Rich, der seine Unschuld beteuerte und sich mittlerweile von New York in die Schweiz abgesetzt hatte, eine Lösung zu finden.

Angesichts steigender Schwierigkeiten, Kredite zu bekommen und in den USA Geschäfte betreiben zu können, schlossen Richs Anwälte mit Richter Sand einen Vergleich. Die Marc Rich + Co willigte im August 1983 ein, die Beuge-Bussen zu bezahlen und sämtliche Dokumente zu übergeben. Innert weniger Tage lieferte die Zuger Firma einen ersten Teil aus, über 200 000 Dokumente, und das sollte erst der Anfang sein. Dann aber, am 13. August, einem Freitag, klopfen Beamte der Schweizerischen Bundesanwaltschaft an die Türe der Marc Rich + Co AG in Zug. Im Auftrag des Bundesrates beschlagnahmten sie alle noch verfügbaren Akten, die von den US-Behörden verlangt wurden. Gleichzeitig eröffnete die Bundesanwaltschaft gegen Rich ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes. Dieses Verfahren sollte den USA zeigen, dass die Schweiz es nicht akzeptierte, dass eine Schweizer Firma hiesige Gesetze brach.

#### Der Bote mit dem Scheck

Es war genau das Vorgehen, das der Bundesrat letzte Woche im Fall der UBS ankündigte. Und sehr ähnlich wie damals könnte auch die Affäre um die UBS weitergehen. Die Schweizer Regierung schrieb dem US-Aussenministerium,

dass es der Marc Rich + Co AG nunmehr «rechtlich und physisch unmöglich» sei, einem amerikanischen Staatsanwalt auch nur ein einziges Dokument auszuhändigen, das sich in der Schweiz befinde. Richter Sand liess sich von der Aktion der Schweizer Regierung aber nicht beirren. Er verlangte weiterhin alle Dokumente und entschied, dass die Beuge-Busse weiterlaufen sollte. Ein Bote von Marc Rich lieferte dem Gericht darauf über ein Jahr lang jeden Freitag einen Scheck von 200 000 Dollar und jeden Montag einen Scheck von 150 000 Dollar ab (alles in allem würden es schliesslich über 21 Millionen Dollar sein).

Der Bundesrat protestierte in einer diplomatischen Note bei der amerikanischen Regierung energisch gegen das, was er als Verstoss gegen das internationale Recht ansah: Die Ausübung hoheitlichen Zwangs auf eine Firma in der Schweiz sei «ausschliesslich Sache der Landesbehörden», liess er die USA wissen. Das «völkerrechtswidrige Vorgehen» der amerikanischen Justizbehörden verletze die schweizerische Gerichtsbarkeit und somit die Gebietshoheit «in schwerwiegender Art». Wenn die amerikanischen Behörden Beweise aus der Schweiz wollten – was ein «legitimes Bedürfnis» sei –, dann müssten sie wie jeder andere Staat internationale Rechtshilfe beantragen. Gleichzeitig pochte der Bundesrat auf die Respektierung der Schweizer Souveränität und machte klar: «Rechtshilfe und fremde Beuge-sanktionen schliessen sich gegenseitig aus.»

Wenige Tage später, am 19. September 1983, klagte Rudolph W. Giuliani, ohne Rechtshilfe beantragt zu haben, Rich an und sprach vom «grössten Steuerbetrugsfall der Geschichte». Er liess sämtliche Guthaben von Marc Rich auf amerikanischem Territorium beschlagnahmen.

Die Vermögenswerte, die «vorsorglich» eingezogen wurden, betrafen alles nur Denkbare von Bankkonten und Liegenschaften über Wertschriften und Industriebeteiligungen bis hin zu Büromöbeln. Sie waren Hunderte von Millionen Dollar wert. Banken und Firmen, die mit Rich Geschäfte machten, wurden zudem davor gewarnt, dass Gelder, die sie von Marc Rich erhielten oder ihm gaben, beschlagnahmt werden könnten.

Die Lebensader der Firma war damit praktisch durchtrennt. Ohne Kredite oder Kreditzusagen in grosser Höhe kann keine Firma Rohstoffe handeln. Handelshäuser begannen Vorsichtsmassnahmen zu ergreifen und ihre Geschäfte mit Rich zu begrenzen. «Unsere Firmen standen vor dem Zusammenbruch», sagt Rich. Das zwang ihn schliesslich an den Verhandlungstisch. Im Oktober 1984 bekannten sich die Marc Rich + Co und die Marc Rich International der Steuerhinterziehung für schuldig, obwohl sie sich für unschuldig hielten. «Die Alternativen waren, sich schuldig zu bekennen – oder unterzugehen», sagt Richs damaliger Anwalt. Die Firmen verpflichteten sich in einem Vergleich, rund 200 Millionen Dollar zu bezahlen. (Rich selber wurde ein Vergleich verweigert, und er stand bis Januar 2001, bis er von Präsident Bill Clinton begnadigt wurde, auf der Fahndungsliste des FBI.)

#### Fatale Signale aus der Schweiz

Das sind die Lehren, die man aus dem Fall Rich ziehen kann: Marc Rich musste einlenken, damit er in den USA weiterhin Geschäfte machen konnte. Der Schweiz aber gelang es, ihre Souveränität zu verteidigen. Das erreichte der Bundesrat, indem er entschlossen handelte und von Anfang an kategorisch ausschloss, dass die USA Schweizer Gesetze umgehen konnten. Aus dieser Sicht war es ein fatales Signal, dass die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht im Februar der UBS auftrag, die Daten von 255 mutmasslichen Steuerbetrügnern an die amerikanischen Steuerbehörden zu liefern – unter Umgehung des Rechtswegs.

Wenn die USA Beweise aus der Schweiz haben wollen, dann sollen sie Amts- oder Rechtshilfe beantragen; wenn die UBS amerikanische Gesetze verletzte (und danach sieht es aus), dann soll die Bank dafür geradestehen – aber nicht auf Kosten der Schweizer Rechtsordnung.



«Vor dem Zusammenbruch»: Marc Rich mit Ex-Frau Denise, achtziger Jahre.



**Daniel Ammann:** The King of Oil. The Secret Lives of Marc Rich. St. Martin's Press. (Erscheint am 13. Oktober auf Englisch.) Zum Sonderpreis vorzubestellen auf [www.amazon.com](http://www.amazon.com)

# Die Schreibtischtäter der SBB

Von Max Frenkel — Die Bahn will ihren Service für zahlungskräftige Kunden ausbauen. Zuerst sollte sie eine Qualitätskontrolle installieren, welche diesen Namen auch verdient.



Wo ist Sektor B? Bahnhof Basel.

Wer einmal von Zürich bis Bellinzona in einer Zugskomposition sass, in der von der Mitte bis zur Lokomotive sämtliche Toiletten wegen Defekten geschlossen waren, der fragt sich schon, wo die Staatsbahn die Legitimation hernimmt, den Cisalpino so selbstbewusst wegen Qualitätsmängeln abzuzanzeln. Aber das soll ja alles besser werden, weil die SBB sich unverhofft entschlossen haben, auch ihre Kunden wieder ernst zu nehmen. Erstklass-Passagiere dürfen in Zürich sogar, wie im Flughafen, in einem Salon auf die Abfahrt warten. Auserlesene Passagiere werden zudem in einem Panel zuhanden der Generaldirektion Verbesserungsvorschläge einbringen.

Ja, man will auch eine neue Luxusklasse einführen und damit – verkappt – wieder zum ursprünglichen Dreiklassensystem zurückkehren (wo dafür angesichts der meist nicht verlängerbaren Perrons und der steigenden Passagierzahlen die Raumkapazitäten ohne Abstriche bei der ersten Klasse herkommen sollen, wird noch zu sehen sein).

Zweifel an der Nachhaltigkeit der guten Absichten sind allerdings angebracht. Wer zum eisenbahnfahrenden Volk gehört, der hat längst bemerkt, dass die SBB-Planer zwar Virtuosen des Rechenschiebers sind und bewundernswerte Fahrpläne gestalten. Im Übrigen jedoch sind sie Schreibtischtäter, die sich herz-

lich wenig darum kümmern, was in der Realität geschieht. Einige Beispiele gefällig?

Da kann man sich – gegen Gebühr natürlich – in einem Zug einige Tage vor der Abfahrt Plätze im Panoramawagen reservieren lassen, reserviert sind sie dann jedoch nicht (Corpus Delicti 852710010026). Und im Anschlusszug darf man dann einen andern Reisenden aus dem natürlich auch nicht angeschriebenen Viererabteil komplimentieren (Corpus Delicti 856751010027). Reservationen im Speisewagen sind ebenfalls Glückssache. Tragisch ist all das meistens nicht, und die unnütz bezahlte Reservationsgebühr kann man ja auch als Solidaritätsbeitrag fürs Personal der SPB (sic!) sehen. Nur, wenn der Zug stark besetzt ist, dann wird's ärgerlich.

## Ein Brief macht keinen Eindruck

Bevor man in einen Waggon einsteigt, muss man ihn zuerst finden. Zu diesem Zweck sind die Perrons in vier Abschnitte unterteilt: A bis D, offenbar unabhängig von der Länge. Da wäre es natürlich – etwa im Bahnhof Basel – gut, zu wissen, in welche Richtung man gehen muss, wenn man zum C will, aber nur das B sieht und keinen Feldstecher bei sich hat. Und es wäre gut, wenn man wüsste, ob das B den Anfang, das Ende oder, was auch vorkommt, die Mitte des entsprechenden Sektors mar-

kiert. Mit einem kleinen Piktogramm wäre das Problem einfach zu lösen. Ich habe mir denn auch schon überlegt, meine Idee den SBB zu unterbreiten. Aber die von mir für einen Brief bezahlten 85 Rappen beeindruckten die Genossen natürlich nicht. Da müssten diese schon selber einem Kreativbüro einige Tausender auf den Tisch legen, damit sie das Resultat auch ernst nehmen.

Zum Reisen gehört auch das Umsteigen. Da ist es angenehm, wenn man möglichst rasch erfahren kann, wohin man gehen muss. Dafür sind unter anderem die Lautsprecher da. In Zürich allerdings kann es auf einzelnen Perrons Wochen dauern, bis jemand auf die Idee kommt, sie wieder einmal so zu regulieren, dass man auch versteht, was da gekrächzt wird. Und in andern Bahnhöfen ist der Anschlag mit der Information, in welchem Sektor Erst- und wo Zweitklass-Wagen stehen, wohl nach ästhetischen Kriterien platziert und nicht dort, wo die treppensteigenden Passagiere sie erwarten.

## Jeder Reisende ein Pfadfinder

Zuweilen soll es vorkommen, dass Reisende in einer Stadt aussteigen, die sie nicht kennen. Und weil man Bahnhöfe häufig bekanntlich in zwei entgegengesetzte Richtungen verlassen kann, möchten sie wissen, wohin sie nun gehen sollen. Natürlich haben die Schreibtischplaner auch an diesen Fall gedacht. Nur ist die Lösung sehr häufig, sagen wir einmal, suboptimal.

Da hängen dann wunderschöne Pläne mit Stadtskizzen an grossen Tafeln. Jedoch kommt es den Zeichnern nicht in den Sinn, dass Betrachter intuitiv oben mit vorwärts oder Sichtrichtung und unten mit hinten gleichsetzen. Perverserweise sind die Pläne meist umgekehrt orientiert.

Dank eines persönlichen Kontakts ist es mir in Solothurn einmal gelungen, die Pläne durch «richtig» gezeichnete ersetzen zu lassen. Doch kaum mussten sie wegen eines Umbaus ersetzt werden und war mein Kontakt nicht mehr im Amt, rächten sich die Schreibtischtäter und zeichneten einen neuen, noch viel prächtigeren Plan: «verkehrt» natürlich.

Ich kann mir vorstellen, dass ich jetzt mit dem Einwand rechnen muss, auf den Plänen sei ja die Nordrichtung eingezeichnet. Aber nicht alle Reisenden sind Pfadfinder, die immer und überall wissen, wo Norden und wo Süden ist. Und einen Kompass tragen auch nicht alle mit sich herum.

Vielleicht wäre es ja gar kein so übler Gedanke, wenn die Schreibtischtäter der SBB angehalten würden, ihre Ideen jeweils an Ort und Stelle vor der Realisation zu überprüfen oder überprüfen zu lassen, und sich nicht einfach darauf verlassen, dass die PR-Schreiber Reklamationen dann ja schon abwimmeln werden. ○



Essay

## Sternstunde der Demokratie

Das deutsche Bundesverfassungsgericht stellt fest, dass der Lissabon-Vertrag der EU schwere Mängel aufweist. Nationale Zuständigkeiten können nun nicht mehr ständig nach Brüssel verlagert werden.

Von Peter Gauweiler

Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe hat den Lissabon-Vertrag gebilligt, aber Nachbesserungen im deutschen Zustimmungsgesetz gefordert. Vor allem die Beteiligungsrechte von Bundestag und Bundesrat müssen verstärkt werden. «Das Grundgesetz sagt Ja zum Lissabon-Vertrag, verlangt aber auf nationaler Ebene eine Stärkung der parlamentarischen Integrationsverantwortung», wie der Senatsvorsitzende Vosskuhle ausgeführt hat. Dieses Urteil hat in ganz Europa Beachtung gefunden.

Das Bundesverfassungsgericht stellt klar, dass das Grundgesetz eine Übertragung von Hoheitsrechten an die EU nur erlaubt, wenn sichergestellt ist, dass die Mitgliedsstaaten souveräne Staaten bleiben und die EU ein Staatenverbund ist und nicht zu einem Bundesstaat wird. Eine darüber hinausgehende «Integration», eine derartige «Verfassungsneuschöpfung», müsste nach Art. 146 GG «von dem deutschen Volke in freier Entscheidung beschlossen» werden.

Es war ein schwerer Demokratiemangel des Lissabon-Vertrages und seiner Ausgestaltung durch die deutsche Begleitgesetzgebung, dass im «vereinfachten Vertragsänderungsverfahren» sowie bei Anwendung der «Passerelle-Klausel» («Brückenklauseln») eine Vielzahl von Bestimmungen der EU-Verträge ohne Befassung der nationalen Parlamente geändert werden können. Der Bundestag hatte sich für Entscheidungen von grosser Tragweite seiner ureigensten Kompetenzen begeben und sie der Regierung überlassen. Diese Selbstaufgabe des Parlaments wurde durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts rückgängig gemacht. Das – verfassungswidrige – Begleitgesetz muss wesentlich geändert und unter vielen Aspekten ergänzt werden, um den Vertrag von Lissabon «in verfassungsgemässer Weise» überhaupt anwenden zu können.

Die «Flexibilitätsklausel» des Art. 352 AEUV birgt die Gefahr in sich, dass die EU die Kompetenz für die Gesetzgebungszuständigkeit und damit letztlich die Souveränität an sich zieht. Das Bundesverfassungsgericht bestätigt ausdrücklich, dass diese Bedenken zu Recht bestehen. Es verlangt deshalb, dass die Inanspruchnahme dieser Klausel – sogar entgegen der Regelung des Vertrages, nach der die Zustimmung der nationalen Parlamente nicht

nötig ist – in Deutschland der Ratifikation durch Bundestag und Bundesrat bedarf. Das Parlament muss hier in derselben Weise mitwirken wie bei einer Vertragsänderung. Auf diese Weise wird die Souveränität Deutschlands in einem zentralen Punkt gesichert und zugleich das Parlament im Verhältnis zur Regierung wesentlich gestärkt.

Das Gericht hat an vielen Stellen einschränkende Interpretationen vorgenommen und Auslegungsmöglichkeiten ausgeschlossen, die der Wortlaut des Vertrages zulässt und die mit dem Grundgesetz unvereinbar wären. Nur die



Grosse Tragweite: Verfassungsrichter.

mit dem Grundgesetz vereinbare Auslegungsmöglichkeit ist nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts für Deutschland verbindlich. Auf diese Weise wurde den Rügen, die ich in meiner Verfassungsbeschwerde erhoben hatte, weitgehend Rechnung getragen.

Der ständigen Zuständigkeitsverlagerung nach Brüssel schiebt das Bundesverfassungsgericht einen Riegel vor. Es verteidigt seine Kompetenz, *ultra vires* gehenden (also die Grenzen der durch die Verträge erteilten Ermächtigung überschreitenden) EU-Rechtsakten in Deutschland die Gefolgschaft zu verweigern. Auf diese Weise rettet das Bundes-

verfassungsgericht nicht nur die souveräne Staatlichkeit Deutschlands gegenüber Kompetenzanmassungen durch die EU, sondern sichert auch seine eigene Kontrollzuständigkeit ab, die es sich nicht vom Europäischen Gerichtshof nehmen lassen will und die es im Vergleich zur bisherigen Rechtsprechung wesentlich stärkt.

Das Bundesverfassungsgericht stellt ausdrücklich fest, dass die demokratische Legitimation der EU-Organe unzulänglich ist und demokratischen Anforderungen nicht genügt. Nur durch zusätzliche Absicherungen in einem neuen Begleitgesetz kann somit der ansonsten demokratiewidrige Vertrag gerade noch verfassungsgemäss gemacht werden. Die notwendigen Regelungen, die der Bundestag im neuen Begleitgesetz treffen muss, dienen also nicht nur der Sicherung der Kompetenzen des Bundestages, sondern sind Voraussetzungen dafür, dass die EU «noch» den Anforderungen des Demokratieprinzips entspricht.

Das Urteil setzt klare Leitplanken für einen weiteren Weg der Integration. Es macht bedeutende Vorgaben für die verfassungsprozentualen Rechte der Bürger, denen das Gericht nun die Befugnis einräumt, der Überschreitung der durch das Grundgesetz gezogenen «Integrationsgrenze» durch EU-Organe mit einer Verfassungsbeschwerde in Karlsruhe zu begegnen. Das Gericht macht auch deutlich, dass die gleichheitswidrige Wahl zum «Europäischen Parlament» nicht mehr hingenommen werden könnte, wenn die EU-Kommission als europäische «Regierung» weitere Gestaltungsbefugnisse erhält.

Die deutliche Forderung von Karlsruhe nach mehr Demokratie, nach Stärkung der Rechte und der Mitwirkung von Bundestag und Bundesrat mag vielleicht die Arbeit in der EU ein wenig umständlicher machen. Aber sie macht sie auch demokratischer. Und das hat weitaus höheres Gewicht. Die letzte Europawahl hat Deutschland eine desaströse Teilnahme beschert – mehr als die Hälfte der Wähler blieb zu Hause. Ob und wie das «Haus Europa» weitergebaut werden soll, soll und will der Bauherr entscheiden – das Volk, die Bürgerinnen und Bürger.

Peter Gauweiler, geb. 1949, ist Bundestagsabgeordneter der CSU und Rechtsanwalt in einer Münchner Kanzlei.

### Burkhalter, Bühler, Glarner

Um sich als ganz besonders aufgeschlossenen Kandidaten für den Bundesrat zu empfehlen, schlug der Neuenburger Ständerat **Didier Burkhalter** (FDP) in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* vor, die Departemente neu einzuteilen und vor allem neu zu bezeichnen. Versäumten es die Journalisten, Burkhalter auch nur eine einzige politische Frage zu stellen, so machte Burkhalter immerhin mit seinen Vorschlägen klar, wo er stand. Was heute das Departement für auswärtige Angelegenheiten ist, würde er «Departement für Öffnung» nennen, aus dem EDI machte er ein «Departement für Solidarität», und das neue Bildungsdepartement hiesse «Departement für Intelligenz». Burkhalters Ideen erinnern an jakobinische Wohlfahrtsbehörden oder kommunistische Glücksagenturen. Wie muss man sich das vorstellen, wenn ein Bundesrat seinen ausländischen Kollegen trifft? «Gestatten, ich bin der eidgenössische Minister für Intelligenz»? (*ms*)

Unter der Führung des früheren FDP-Präsidenten **Gerold Bühler** entwickelt der Wirtschaftsverband *Economiesuisse* sich zur Organisation zur Erhöhung der Fiskallasten. So freute die Spitze des Verbandes sich ausdrücklich über ein erstes Ergebnis ihrer geheim gehaltenen Umfragen, die in der Regel von **Claude Longchamps** «gfs.bern» angefertigt werden: Aufgrund dieser Zahlen zeigt sich die *Economiesuisse*, die mit Millionenbeträgen für höhere Steuern für die IV wirbt, zuversichtlich, dass das Volk der neuen Belastung zustimmen werde. Dass in dieser verkehrten Welt die Wirtschaft derart intensiv für den Ausbau des Sozialstaats kämpft, führen Wirtschaftsleute auf Bühlers Liaison mit der Berner Alt-Regierungsrätin **Elisabeth Zölch** zurück, die Mann und SVP verlassen und bei der BDP Unterschlupf gefunden hat. Seither, spotten Insider, gebe es im Hause Bühler/Zölch ein politisches Motiv, das über jeder ökonomischen Vernunft stehe: der Hass auf die SVP. (*upe*)

Zwar sind sämtliche Kantone, die mit Beschwerden gegen die illegale Ansetzung der Abstimmung über die Steuererhöhung zugunsten der maroden IV eingedeckt wurden, auf die Einsprachen gar nicht erst eingetreten, doch nicht alle düpierten Bürger haben den Kampf ums Recht aufgegeben. Einige private Beschwerdeführer wie auch Politiker, darunter **Andreas Glarner**, Fraktionschef der Aargauer SVP, ziehen ihre Beschwerden weiter ans Bundesgericht und warten gespannt, mit welcher Begründung die obersten Richter das ungesetzliche Vorgehen der Bundesbehörden rechtfertigen werden. (*upe*)

## Die Deutschen

### Extremisten und Opportunisten

*Von Henryk M. Broder* — Der Mord an einer Muslimin in Dresden wirft international hohe Wellen. Zum Mord an einem Deutschen in Hamburg hingegen bezieht niemand Stellung.

**A**m 1. Juli dieses Jahres fand in Dresden ein Prozess wegen Beleidigung statt. Vor Gericht stand ein 28 Jahre alter «Russland-Deutscher», der eine 32-jährige Ägypterin als «Islamistin» und «Terroristin» beschimpft hatte, nachdem sie ihn aufgefordert hatte, eine Spielplatzschaukel für ihren Sohn freizugeben. Im Prozess trat die Frau als Zeugin auf. Plötzlich und unerwartet zog der Angeklagte ein Messer und stach achtzehnmal auf die Zeugin ein. Der Einzige, der versuchte, der Frau zu Hilfe zu kommen, war ihr Mann; er wurde dabei versehentlich von einem Polizisten angeschossen, der ihn für den Angreifer hielt.

Die Ägypterin, im dritten Monat schwanger, ist tot, ihr Mann liegt schwer verletzt im Krankenhaus, der Täter sitzt im Gefängnis; ihm soll Ende des Jahres der Prozess gemacht werden. Man kann hoffen, dass er wegen Mordes angeklagt und zu «lebenslänglich» verurteilt wird, was in der Praxis fünfzehn Jahre bedeutet.

Die Spuren der Bluttat waren noch nicht beseitigt, da beschwerten sich schon muslimische Verbände der Bundesrepublik über die «zurückhaltenden Reaktionen» der Bundesregierung; dabei hatte ein Regierungssprecher die «abscheuliche Tat, die uns alle bestürzt und betroffen gemacht hat», auf «das Schärfste verurteilt» und versichert, in Deutschland gebe es keinen Platz für Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit und auch nicht für «Islamophobie». Dem Koordinierungsrat der Muslime in Deutschland war das nicht genug: «Die Politik muss endlich die Islamophobie in unserem Land ernst nehmen», hiess es in einer in Köln veröffentlichten Erklärung.

Dreitausend Kilometer südöstlich von Köln, in Alexandria, hatten Tausende von Ägyptern bei einer Trauerfeier für die «Märtyrerin» Vergeltung gefordert und gerufen: «Es gibt keinen Gott ausser Gott, und die Deutschen sind die Feinde Gottes.» Das iranische Aussenministerium forderte die Mitgliedsländer der islamischen Konferenz auf, einen Ausschuss zu bilden, um solche Vorfälle zu untersuchen und eine Wiederholung zu vermeiden.

«Ein Mord an einem sicher geglaubten Ort wie einem Gerichtssaal und in Gegenwart von Polizeibeamten zeigt den täglich wachsenden Hass gegenüber Immigranten und religiösen



Minderheiten in Deutschland.»

Das Berliner Aussenamt unternahm nicht einmal den Versuch, die Anschuldigung zurückzuweisen und sich jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Bundesrepublik zu verbieten, wie es die Iraner routinemässig tun, wenn deren Behandlung religiöser Minderheiten, wie zum Beispiel der Bahai, kritisiert

wird. Stattdessen kündigte Kanzlerin Merkel an, sie werde sich am Rande des G-8-Treffens in der italienischen Stadt L'Aquila mit Hosni Mubarak treffen, was sie tatsächlich getan hat, um dem ägyptischen Präsidenten ihr Beileid auszusprechen. Derweil hiess es in Kairo, man werde einen Staatsanwalt nach Deutschland schicken, um bei der Untersuchung des Falles zu helfen.

Bei der Trauerfeier in Dresden sagte der ägyptische Botschafter, die junge Mutter sei ein Opfer von blindem Hass und Fanatismus geworden; der SPD-Vorsitzende Franz Müntefering meinte, Rechtsextremisten und Rassisten dürften keine Chance mehr haben, sich in Parteien zu organisieren, womit er auf das von der SPD immer wieder geforderte und nie durchgesetzte Verbot der NPD anspielte.

Und während in Teheran Demonstranten das Tor zur deutschen Botschaft mit einem Hakenkreuz beschmierten und dabei «Tod für Deutschland und das rassistische Europa!» riefen, erklärte die SPD-Islambeauftragte Lale Akgün, es gebe noch «viele Vorurteile gegen den Islam», es müsse «sehr viel Aufklärungsarbeit» geleistet und dafür gesorgt werden, dass «der Islam auch als eine Weltreligion in ihrer Gesamtheit wahrgenommen wird».

So kochte jeder sein Süsschen, und keiner traute sich, den Satz zu sagen, der nach jedem «Ehrenmord» gesagt wird: dass man nicht eine Gruppe oder ein Volk unter «Generalverdacht» stellen dürfe. Und wie es der gemeine Zufall wollte, geschah fast gleichzeitig mit dem Dresdner Mord in Hamburg eine ähnliche Tat. Ein 23 Jahre alter Hamburger wurde in der Wandelhalle des Hauptbahnhofs durch einen Messerstich tödlich verletzt. Der Täter entkam unerkannt und stellte sich später den Behörden. Es war, so der Polizeibericht, «ein 19-jähriger Deutscher türkischer Abstammung». Weder die Kanzlerin noch der türkische Ministerpräsident bezogen zu dem Vorfall Stellung. ○

# Blühender Kapitalismus

Von Silvio Borner — Nach der Krise wird auch die Ökonomie als Wissenschaft über die Bücher gehen müssen. Schliesslich sind es, neben anderem, auch ihre Theorien, welche versagt haben.



*Geschichte wieder verstehen:* Studenten an der HSG St. Gallen.

Schwere Krisen erschüttern immer auch Wissenschaft und Politik. Dabei besteht zwischen den beiden Polen ein Spannungsverhältnis. Es genügt nämlich nicht, zu erklären, dass für die Entstehung und Ausbreitung der Krise sowohl Management- wie auch Politikversagen zentrale Rollen spielten. Denn hinter beiden kann auch ein Theorieversagen verborgen sein, indem sich das Fehlverhalten der Unternehmen wie der staatlichen Politik auf falsche Theorien zurückführen lässt. Aus Platzgründen beschränke ich mich auf den Zusammenhang zwischen Politik- und Theorieversagen im Bereich der Wirtschaftspolitik.

In den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts erlebte die klassische Doktrin des *Laissez-faire* ihren ziemlich abrupten – vorläufigen – Untergang. Abgesehen von einigen Marktfundis gab es Absetzbewegungen in drei Richtungen: Die radikalen Elemente der Profession liefen zum Kommunismus über und bastelten an Modellen der zentralen Wirtschaftsplanung. Ein paar wenige machten sich auf die Suche nach einem dritten Weg und begründeten mit päpstlichem Segen den Korporatismus, der dann als faschistisches Wirtschaftsmodell mit diesem unterging. Gewinner nicht nur des Tages, sondern der folgenden Jahrzehnte war der Keynesianismus, der die Marktwirtschaft nicht überwinden, aber durch

Makrosteuerung ergänzen wollte. Das System neigt nämlich zu makroökonomischen Ungleichgewichten, die die Geldpolitik in einer Liquiditätsfalle unwirksam werden lässt. Das geplante Sparen übersteigt die geplanten Investitionen selbst bei Zinsen von nahe null. Es entsteht eine Depression von Output und Beschäftigung und eine Deflation von Preisen und Löhnen. Deshalb muss der Staat mit zusätzlichen, schuldenfinanzierten Ausgaben direkt die Lücke der effektiven Nachfrage auffüllen, bis wieder Vollbeschäftigung erreicht wird.

Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich daraus das Konzept der Feinsteuerung der Wirtschaft durch eine aktivistische Politik der Abstimmung zwischen Produktionskapazität und Gesamtnachfrage. Bildlich dargestellt wurde dies durch die sogenannte Phillips-Kurve als Menükarte für die Wahl zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit. Die Politik soll sagen, welche Mischung sie bevorzugt, und die Feinsteuerer berechnen den nötigen Policy-Mix. Das hat leider nicht funktioniert, wie das Nichtverschwinden der Rezessionen aufzeigte und wie die Inflationsbeschleunigung in den siebziger Jahren schmerzlich belegte. Milton Friedman und andere hatten den Schwachpunkt längst aufgedeckt: Der Phillips-Kurven-Trade-off zwischen Arbeitslosigkeit und Inflation unterstellte den Menschen nichtrationales

Verhalten in Form von sogenannten adaptiven Erwartungen. So wurde die neoklassische Revolution von Milton Friedman siegreich – bis zum Exzess der totalen Politikunwirksamkeit gegenüber Konjunkturschwankungen.

## Die zentrale Rolle der Finanzmärkte

Der krude Keynesianismus wie die siegreiche neoklassische Revolution übersahen die zentrale Rolle der Finanzmärkte und -institutionen. Die Inflationsbekämpfung zielte nur auf die Stabilisierung von Löhnen und Preisen. Die Geldpolitik reagierte nicht auf Preissteigerungen bei realen Vermögenswerten wie Immobilien oder Rohstoffen und schon gar nicht auf Finanzanlagen wie insbesondere Aktien. Und so entstanden immer wieder «Blasen», die halt eines schönen Tages platzen mussten. Dann drohte das Elend, so dass die Notenbanken eingriffen, nach dem 11. September 2001 noch schneller und radikaler als je zuvor. Im Boom tat man nichts gegen Vermögenswertaufblähungen, im *bust* hielt man jedoch sofort und massiv dagegen. Gleichzeitig entwickelte sich eine *theory of finance*, die rein partialanalytisch ausgehend von perfekten Finanzmärkten im Gleichgewicht optimale Anlagestrategien mit mathematisch modellierten Risiko- und Ertragsprofilen berechnete. Hier sind ein paar Nobelpreise vergeben worden, die man guten Gewissens zurückgeben oder -fordern müsste. Dass Finanzmärkte volatil und inhärent instabil sind, wurde vergessen oder ausgeblendet von Physikern und Mathematikern, die in der Finanzwelt bessere Berufs- und Verdienstmöglichkeiten entdeckten. In Zürich wurde ein ebensolches Institut gegründet und von den Banken mit Geld überschüttet, das auch nobelpreiswürdige Forschung produzieren sollte, aber seit der Krise trotz der Millionen schlicht verstummt ist. Keynesianismus und Neoklassik verbannten die Finanzmärkte und ihre Institutionen an die Seitenlinien. Erstere, weil die Musik angeblich in den Güter- und Arbeitsmärkten stattfindet, Letztere, weil die Finanzmärkte als besonders perfekt funktionierend angenommen wurden. Das hat sich gerächt, denn Finanzmärkte sind erstens von Marktversagen ganz besonders bedroht, zweitens sind sie systemrelevant, und drittens sind sie besonders regulierungsbedürftig, aber gleichzeitig besonders regulierungsresistent. Die Finanzmärkte sind die Schattenhalde des blühenden Kapitalismus. Wo Licht ist, ist bekanntlich auch Schatten. Die Ökonomie als Wissenschaft muss und wird lernen, dass wir wieder mehr die Geschichte verstehen müssen und weniger in Hochachtung vor mathematisch eindrucksvollen Modellkonstruktionen ohne echten marktwirtschaftlichen Gehalt erstarren dürfen.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

## Kaffeetrinker statt Bundesräte

Von Christoph Mörgeli

Mitunter vernehmen wir Schweizer Selt-sames von unseren Bundesräten. Jean-Pascal Delamuraz betrauerte das Datum des demokratischen EWR-Entscheids mit Rekordbeteiligung als «schwarzen Tag». Einzelne Regierungsvertreter entschuldigten sich in Brüssel und anderswo für angeblich falsche Urnenentscheide. Als der damalige Justizminister Christoph Blocher ein Abstimmungsergebnis nicht tadeln, sondern einfach vollziehen wollte, enervierte sich Pascal Couchepin über den Kollegen: «Er sagt immer, das Volk sei der Souverän. Das ist falsch.» Für ebenso verfehlt hielt Couchepin die Vorstellung, «die Regierung müsse mit dem Volk paktieren».

Tatsächlich paktiert der Bundesrat nicht mit dem Volk, sondern mit dem Parlament. Denn die Bundesversammlung ist Wahlbehörde unserer Landesregierung. 246 National- und Ständeräte vergeben sieben attraktive Pöstchen, sieben hohe Löhne, sieben fette Pensionen. Joseph Deiss hat einst über seinen Weg in den Bundesrat geplaudert: Er habe sich vor der Wahl bemüht, mit möglichst allen Parlamentariern einmal einen Kaffee zu trinken. Dank dem aktuellen Wahlsystem sitzen hierzulande die fleissigsten Kaffeetrinker statt die fähigsten Politiker in der Regierung.

Solange nicht das Volk den Bundesrat wählt, befindet er sich in Geiselhaft des Parlaments. Besonders dramatisch gilt dies für Eveline Widmer-Schlumpf. Spätestens 2011 verliert die Vertreterin einer Splitterpartei jede Legitimation für eine Wiederwahl. Dies kompensiert sie mit der Beflissenheit einer Klassenstreberin gegenüber wichtigtuerschen, unterbeschäftigten Parlamentariern, die auch etwas mitregieren wollen. Beim geringsten Gegenwind gibt die Justizministerin die bundesrätliche Aufsicht über die Bundesanwaltschaft preis. Statt den Bundesratsentscheid vom 14. November 2007 über die vollständige Vernichtung der Tinner-Akten endlich durchzusetzen, zeigt sie sich in der «Samstagsrundschau» gegenüber dem Parlament «zum Gespräch bereit».

Nur mit der Volkswahl haben Bundesrat und Parlament dieselbe Legitimation, um ihre Aufgabesachgemäss und auf gegenseitiger Augenhöhe zu erfüllen. Und bei der Volkswahl wäre undenkbar, dass uns sogar eine Lucrezia Meier-Schatz im *Sonntagsblick* bezüglich ihrer Bundesratskandidatur androhen darf: «Diese Frage stellt sich im jetzigen Zeitpunkt nicht.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Holt die Prügel-Schweizer zurück

Von Peter Bodenmann — Sechzehnjährige Schweizer gehören in den Arxhof und nicht in deutsche Jugendknäste.



Zeit und Geld helfen Wunden heilen: gewalttätige Schweizer Schüler.

James Schwarzenbach hetzte einst gegen Italiener, Spanier und Portugiesen. Erfolgreich. Ältere südeuropäische Mitbürger mögen sich noch gut an diese Zeit traumatischer Erfahrungen erinnern. Dabei waren sie die wahren Opfer der Krise der siebziger Jahre: 240 000 von ihnen mussten ohne Arbeitslosenversicherung zurück in den Süden. Die Schweiz exportierte Arbeitslosigkeit und Kaufkraft. Später waren die Tamilen an der Reihe. Dann die Kosovo-Albaner. Immer war Einwanderung mit sozialem Stress, mit Abgrenzung und politisch geschürtem Fremdenhass verbunden. Es ging bis vor wenigen Jahren um schlechtbezahlte Jobs.

### Reaktion auf antideutsche Gefühle?

Jetzt wandern vorab gutqualifizierte Frauen und Männer aus Deutschland ein. Unter ihnen viele Ärzte, Ingenieure, IT-Spezialisten und Banker. Der Stress mit und wegen der Einwanderer wird nicht kleiner, sondern er wandert in und durch andere Klassen der Gesellschaft.

In München gingen junge Schweizer brutal auf ältere, auch invalide Deutsche los. Sie verletzten ihre Opfer lebensgefährlich. Anklagen wegen versuchten Mordes stehen im Raum.

Nationalräte unterschreiben eilfertig Entschuldigungsbriefe. Vielleicht sollten sich die Damen und Herren Politiker für einen kurzen Moment selbstkritisch überlegen, ob das bewusste Schüren antideutscher Gefühle in Medien und Politik irgendetwas mit der Heftig-

keit des jugendlichen Gewaltausbruchs in München zu tun haben könnte.

Zurzeit regen sich viele über Kriminalität und Gewalt auf. Obwohl diese in der Schweiz über alles gesehen rückläufig ist. In Zeiten wirtschaftlicher Unsicherheiten braucht es offensichtlich Ablenkung von den zentralen politischen Fragen und Sündenböcken.

In der Schweiz kommen junge gewalttätige Männer – denn noch geht Gewalt fast immer nur von Männern aus – mit Vorteil in den Massnahmenvollzug. Vorab im Arxhof und in Uitikon lernen sie arbeiten und können eine Lehre oder Anlehre machen. Im Ausland werden achtzig Prozent der jugendlichen Straftäter, die man in die Jugendknäste steckt, wieder straffällig. In der Schweiz mit ihrem Massnahmenvollzug sind es nicht einmal halb so viele.

Nichts würde den drei jugendlichen Schweizer Schlägern und potenziellen weiteren Opfern mehr helfen, als wenn man sie in der Heimat in den Massnahmenvollzug anstatt in Bayern in den Jugendknast stecken würde.

Bleiben die Opfer. Briefe sind gut und recht. Sinnvoller wäre es wohl, wenn Politiker der Zürcher Goldküste die Verletzten in München besuchen würden. Und den Betroffenen finanziell diskret, aber kräftig unter die Arme greifen würden. Denn Zeit und Geld helfen Wunden heilen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Ziemlich unzimperlich

Von Kurt W. Zimmermann — Erstmals müssen Staat und Steuerzahler für eine eingestellte Zeitung bluten.

Am 4. Mai stellte sich VR-Präsident Ernst Buob vor die 69 Mitarbeiter des Gratisblatts *.ch* und sagte den Satz, an den sich alle Anwesenden bis heute erinnern können. Buob sagte: «Wir wollen dieses Projekt mit Anstand beenden.»

Den angekündigten Anstand interpretierten die Mitarbeiter und die Geschäftspartner von *.ch* als jenen Stil, der in der Schweiz beim Tod von Zeitungen üblich ist: Es gibt einen Sozialplan für die Angestellten. Die Löhne werden etwas länger bezahlt als gesetzlich vorgeschrieben. Alle Rechnungen von Lieferanten werden selbstverständlich beglichen.

So war es bisher immer bei uns. Es war so, wenn einheimische Medienhäuser, wie beim Tod von *Cash* oder *Facts*, einen Titel einstellten. Es war auch so, wenn ausländische Medienhäuser, wie beim Tod des Gratisblatts *Metropol*, einen Titel beerdigten.

Der «Anstand» ist Tradition. Doch zwei Wochen nach der anständigen Ankündigung jagte der Verwaltungsrat, angeführt von VR-Präsident Ernst Buob, die Punkt ch AG überraschend in den Konkurs. Er deponierte die Bilanz. Die Mitarbeiter waren damit fristlos entlassen. Seitdem läuft beim Konkursamt Zürich Oerlikon das Insolvenzverfahren.

So können wir nun eine veritable Premiere feiern. Erstmals in der Geschichte der Schweizer Medien haben die Steuerzahler für das Ende einer Zeitung geradezustehen. Die Juni-Löhne der gefeuerten Journalisten und Verlagsleute übernahmen noch die Aktionäre von *.ch*. Ab Juli werden die Löhne nun zu siebzig Prozent von der Arbeitslosenkasse bezahlt. Die Aktionäre bezahlen den Rest. Das Ganze ist damit ein innovatives Beispiel von unternehmerischem Delegieren.

Bei den Gläubigern springt der Staat natürlich nicht ein. Durch den Konkurs verliert eine ganze Reihe von Unternehmen ihr Geld. Die wichtigsten Gläubiger sind Logistikpartner wie die Post-Tochter DMC, Hogatrans aus Zofingen und Prisma aus St. Gallen. Grössere Rechnungen sind auch von Nachrichtenagenturen wie AP und Reuters offen, ebenso vom Druckpartner *Aargauer Zeitung*. Sie können ihre Ausstände vergessen. Ausser ein paar Büromöbeln sind bei einem Medienkonkurs keine Assets zu holen.

Verantwortlich für das Trauerspiel sind die Aktionäre von *.ch*. «Das Vorgehen», sagt auch VR-Präsident Buob, «ist jenseits von Wunschenken.»

Hübsch formuliert. Buob, Partner der ange-



«Jenseits von Wunschenken»: Ernst Buob.

sehenen Anwaltskanzlei Bratschi, Wiederkehr & Buob, wäre womöglich ein eleganteres Ende lieber gewesen. Doch die Grossaktionäre von *.ch* wollten die ruppige Tour. Den Entscheid fällten primär der Vorarlberger Medienunternehmer Eugen Russ, das Innsbrucker Verlags- haus Moser-Holding und der deutsche Verleger Georg-Dieter von Holtzbrinck. Ihnen konnte es wurst sein, denn sie haben in der Schweiz keinen Ruf zu verlieren. Auch der einzige Schweizer Grossaktionär, der Hörgeräte- Hersteller Andy Rihs, hatte schon bei seinem Doping-Radrennstall Phonak gezeigt, dass öffentliche Reputation nicht seine grösste Sorge ist.

Mit dem Konkurs sparen die Investoren etwas mehr als fünf Millionen Franken. Innerhalb von 19 Monaten haben sie mit ihrer Gratiszeitung 55 Millionen Franken versenkt. Es wäre mindestens das Doppelte geworden und hätte bis 2013 gedauert, bis das Blatt den Break-even erreicht hätte.

Auch mir ist *.ch* noch 25 000 Franken schuldig, weil ich eine wöchentliche Kolumne für das Blatt schrieb. Ich sage das, damit sich die Leser ein echtes Bild machen können.

Entweder haben Sie hier einen Text über die unzimperlichen Sitten gelesen, welche neuerdings in der Medienindustrie Einzug halten. Oder Sie haben soeben miterlebt, wie unzimperlich ein Kolumnist für seine 25 000 Franken kämpft.

## Stockers

### «angewandte Ethik»

Von Peter Keller

Sind Sie schon in der Früchteabteilung Ihres persönlichen Lebensmittelhändlers hängengeblieben und haben sich gefragt, ob es ethisch vertretbar sei, diese köstlich-exotische Mango zu kaufen? Oder die unverschämt grünen, unverschämt knackigen, unverschämt saftigen Granny-Smith-Äpfel, die leider aus Südafrika herangekarrt werden? Muss sich der ökologisch korrekte Kunde auf heimische Gewächse beschränken? Mache ich mich mitschuldig am Klimakollaps, wenn ich in eine Banane beisse? Mache ich mich nicht ebenso mitschuldig am Bauernsterben in Mittelamerika, wenn ich in keine Banane beisse?

Dem verunsicherten Mitteleuropäer kann geholfen werden. Schweizer Hochschulen bieten neuerdings Studiengänge in «angewandter Ethik» an – einen «Master of Advanced Studies in Applied Ethics», wie es in angewandtem Unispeak heisst. Das Ethik-Zentrum der Universität Zürich ermöglicht nach eigenen Worten «eine umfassende Ausbildung in den Grundlagen und in der Methodik der angewandten Ethik sowie einen breiten Überblick über die diversen Bereichsethiken wie Wirtschaftsethik, Medizinethik und Umweltethik». Um auf die Bananenfrage zurückzukommen: Hier könnte möglicherweise Markus Huppenbauer, Dozent an der Universität Zürich, weiterhelfen. Seine Veranstaltung beschäftigt sich unter anderem auch mit «Food-Ethics».

Zu den prominenteren Absolventinnen dieser Weiterbildung gehört Monika Stocker, ehemalige Sozialvorsteherin der Stadt Zürich. Nach ihrem vorzeitigen Rücktritt wegen verschiedener Sozialmissbrauchsfälle hat sie sich nun als frisch zertifizierte Ethik-Master-Inhaberin selbständig gemacht. Sie will Führungskräfte aus sozialen Institutionen und politische Mandatsträger beraten. Dass sie in ihrer konkreten, sozusagen angewandten Arbeit als Sozialvorsteherin gescheitert ist, mag Stocker nicht gelten lassen. Schliesslich weiss sie sich nun universitär beglaubigt auf der ethisch besseren Seite – die grüne Politikerin vertrete, wie sie selber schreibt, «die Vision einer gerechten, fairen Welt».

Weniger visionär, mehr monetär ist Stockers Honoraransatz ausgestaltet. Die Beratungsstunde kostet 250 Franken. Macht rund 2000 Franken am Tag. 40 000 Franken im Monat. «Angewandte Ethik» heisst nicht unbedingt angewandte Bescheidenheit.

#### Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)

«Calvin war ein religiöser Fundamentalist, der ein Zurück zur Heiligen Schrift predigte.» Alfred Betschart



Machte sich für eine Modernisierung des Kapitalismus stark: der Genfer Reformator Jean Calvin.

**Talib der Neuzeit**

Nr. 28 – «Der Vater des Kapitalismus»/  
«Prophet der Nachhaltigkeit»; Markus Somm  
und Micheline Calmy-Rey über Jean Calvin

Jean Calvin war nicht der Vater des Kapitalismus, denn der Kapitalismus entstand hundert Jahre früher im katholischen Florenz. Calvin war jedoch der erste Talib der Neuzeit. Wie sein modernes Gegenstück Mullah Omar, der Anführer der afghanischen Taliban, war Calvin ein religiöser Fundamentalist, der ein Zurück zur Heiligen Schrift predigte. Calvin und Mullah Omar hatten dasselbe politische Ideal, die theokratische Diktatur. Religiösen Abweichlern, Ehebrechern und Unzüchtlern drohte in Genf wie unter den Taliban die Todesstrafe. Beide verboten Trunkenheit, Kartenspiele, Singen ausserhalb des Gottesdienstes, modische Kleidung und Tanz. Die Taliban zerstörten die Buddha-Statuen von Bamiyan, die Calvinisten die Statuen in der Kathedrale St-Pierre. Einzig die Burka blieb den Genferinnen erspart. Aber wohl auch nur, weil Calvin sie nicht kannte. *Alfred Betschart, Chur*

Es sei unserer Magistratin Micheline Calmy-Rey unbenommen, die etatistische Seite des Genfer Magistraten Jean Calvin ins Zentrum ihrer Würdigung des grossen Reformators und Gesetzgebers zu stellen. Grotesk wird die Sache erst, wenn sie uns weismachen will, im Grunde sei Calvin wie sie selbst ein halber Katholik und ein ganzer Sozialist gewesen. Sie suggeriert uns nämlich, Calvin habe die Auf-

fassung vertreten, dass alles, was ein Bürger erwirtschaftete, um der Gerechtigkeit willen der Gemeinschaft gehören müsse, woraus abzuleiten wäre, dass z. B. private Bankkonten, auf welche die Politiker via Steuerbehörde keinen Zugriff haben, des Teufels seien. Mit Verlaub, liebe Frau Bundesrätin, aber Calvin war schlicht der gegenteiligen Auffassung. Er hielt lediglich die Verschwendung des privaten Reichtums für unmoralisch, gewiss aber nicht die private Investition des selbsterwirtschafteten Vermögens. *Willy Stucky, Pfäffikon*

**Täter haben mehr Sympathisanten**

Nr. 28 – «Jugend ohne Gott»;  
Alex Baur über den Münchner Gewaltexzess

Hat die Jugendgewalt eine neue Dimension angenommen? Innert kürzester Zeit werden gleich mehrere Passanten auf brutalste Art «abgeklatscht». Dabei geht es offensichtlich nicht mehr nur um Frust, sondern um Spass respektive «Fun». Wer dafür auch nur das geringste Verständnis aufbringt, hat wohl selber einen Psychiater nötig. Spätestens seit dem Drama von Locarno haben einige Politiker endlich den Mut gefasst, die Probleme beim Namen zu nennen. So kann heute niemand mehr bestreiten, dass diese Jugendgewalt mehrheitlich von Jugendlichen mit Migrationshintergrund dominiert wird. Wir sehen uns nun mit der Kehrseite einer Politik konfrontiert, vor der viele gewarnt haben. Von Anfang an haben wir den Weg der Toleranz und Prävention eingeschlagen, mit der naiven

Hoffnung, dass es sich dabei nur um temporäre Ausschweifungen handelt und sich alles irgendwie von selbst wieder geradebiegt.

*Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf*

**Warum kein Seelsorger?**

Nr. 28 – «Wir sehen Verrohungstendenzen»;  
Daniel Ammann und Roger Köppel im  
Gespräch mit Kurt Blöchliger

Warum wurde der ehemalige Klosterschüler Kurt Blöchliger Chef eines Verkehrskommissariats, Chef einer Kriminalpolizei, Chef einer Bundeskriminalpolizei, Kommandant einer Kantonspolizei – und nicht Seelsorger? Zwei seiner Antworten beginnt er mit «Ich glaube schon», drei mit «Ich glaube nicht» und weitere drei mit «Ich habe das Gefühl».

*Martin Ruch, Uster*

**Mit Stil und Anstand politisieren**

Nr. 28 – «Meister Proper»; Urs Paul Engeler  
über Nationalrat Hans Grunder

In der *Berner Zeitung* vom 7. April 2009 greift Hans Grunder die Ferien- und Überzeitarbeitrechnungen der Regionalspitäler auf und an. Er wirft den Spitalern falsches Vorgehen bei der Erstellung des Budgets und der Buchhaltung vor. Seine Vorwürfe enden mit den Feststellungen, dass das «haarsträubend» sei, dass eine «Vetternwirtschaft» herrsche, und sie gipfeln in Begriffen wie «Chaos» und «Saurei». Der Direktor des Regionalspitals Interlaken antwortete Grunder persönlich in einem Schreiben vom 8. April 2009. Er äusserte sein «Erstaunen und Befremden» über diese unhaltbaren Vorwürfe und stellte, unter Darstellung der Abmachungen mit der Gesundheitsdirektion, die Sachlage klar. Bis heute bleibt die Antwort Grunders aus, obschon ihn zahlreiche – sogar eigene – Parteimitglieder vor über einem Monat ersuchten, die Vorwürfe zurückzunehmen und sich zu entschuldigen. Dass haltlose Vorwürfe das Vertrauen in ein Spital untergraben, dürfte offensichtlich sein. Die BDP ist eine neugegründete Partei mit der zentralen Forderung, sie werde mit Stil und Anstand politisieren und wolle sich vor allem in diesen Bereichen von der SVP abgrenzen. Hans Grunder ist Nationalrat der BDP und deren Parteipräsident. Die Frage sei in den Raum gestellt: Zeugen die oben wiedergegebenen Begriffe und das Stillschweigen Grunders von Stil und Anstand? *Walter Messerli, Präsident der Stiftung Spital Interlaken*

Wer den Artikel von Urs Paul Engeler liest, fühlt sich wie in einer Kurzfassung eines Romans von Jeremias Gotthelf. Einzig die Epoche, die technischen Möglichkeiten und die Sportarten haben sich geändert. Geblieben sind Gier, Verlogenheit, Verrat und Hinterhältigkeit. Während sich bei Gotthelf das Gesche-

hen mehr oder weniger auf die Region des Emmentals beschränkt, wird hier die ganze Schweiz durch die Verbindungen mit der BDP mit einbezogen. Tragisch und beängstigend zugleich ist, dass sich politisch niemand starkmacht und Gegensteuer gibt, da es den gleichen Leuten mit den gleichen Mitteln gelang, einen kritischen und unbequemen Mann aus dem Bundesrat zu werfen, und dies ist scheinbar Legitimation genug. *G. P. Jenny, Altstätten*

#### Spontanes Auflachen und Sätze zitieren

Nr. 28 – «Nein, Sie sind nicht Cameron Diaz»; Sommer-Knigge von Dominique Feusi

Gratulation! Ich rühre ja oft die Werbetrommel für die *Weltwoche* in Österreich, aber kein Artikel hat sich ähnlich epidemisch verbreitet wie dieser. Im engeren Umfeld des Grossraumbüros war das leicht an spontanem Auflachen und Sätze zitieren zu verfolgen. Da ist es dann sogar bei Dauerregen plötzlich Sommer.

*Robert Karas, Guns kirchen (Österreich)*

#### Prinzip der Unvoreingenommenheit

Nr. 23 – «Prof. Dr. Heckenschütze»; Philipp Gut über Christoph Mörgelis Feinde

Als Mitglieder der von der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich bestellten Berufungskommission zur Neubesetzung des Lehrstuhls für Medizingeschichte und der Leitung dieses Instituts haben wir diesen Artikel mit äusserstem Befremden zur Kenntnis genommen. Wir halten fest, dass die Behauptung, wir würden als anonyme «Historiker-Kollegen» von Titularprofessor Christoph Mörgeli diesen im Zuge des Bewerbungsverfahrens «unter Beschuss nehmen», jeglicher sachlichen Grundlage entbehrt und falsch ist. Philipp Guts Beitrag basiert – äusserst fahrlässig – ausschliesslich auf Gerüchten. Anstatt Belege für seine Recherchen beizubringen, insinuiert er, dass wir aus niederen Motiven, dafür aber heimtückisch die Karriere von Kollege Mörgeli schädigen würden. Wir bedauern es ausserordentlich, dass Philipp Gut nicht mit uns gesprochen hat, wie das den journalistischen Gepflogenheiten bei Erhebung von Vorwürfen eigentlich entsprechen würde. Wir halten an dieser Stelle fest, dass wir uns als Mitglieder der Berufungskommission in keiner Weise öffentlich oder gegenüber Dritten über Kandidatinnen und Kandidaten in diesem Verfahren geäussert haben. Von der Bewerbung Mörgelis erhielten wir erst am 1. Juni 2009 offiziell Kenntnis, womit die Zeit für eine angebliche Heckenschützen-Kampagne bis zur Publikation des Artikels am 4. Juni absurd kurz gewesen wäre. Schliesslich halten wir fest, dass das Berufungsverfahren zur Neubesetzung des Lehrstuhls für Medizingeschichte – wie jedes Berufungsverfahren – nach dem Prinzip der Unvoreingenommenheit gegen-

über allen Bewerberinnen und Bewerbern geführt wird. *Prof. Carlo Moos und Prof. Philipp Sarasin, Zürich*

#### Einfach nur süss

Weltwoche allgemein

Ich finde es einfach nur süss, wie die *Weltwoche* versucht Fox News und die amerikanisch-konservative Linie in die Schweiz zu bringen. Um aber Bill O'Reilly Konkurrenz zu machen, sollte Roger Köppel an seinem Auftreten arbeiten; zu steif, zu intellektuell, zu lebensfeindlich. Sie sollten auch etwas über Jesus-Simulacra auf Toastscheiben bringen und darüber,

dass man Aids kriegt, wenn man das Wort «Homo» bloss denkt. Ich bin mir sicher, dass Sie von den amerikanischen Neocons beneidet werden, da Sie ungeniert fremdenfeindlich, frauenfeindlich und schwulenfeindlich sein dürfen. Kein Wunder, hat sich O'Reilly so wohl gefühlt, als er vor zwei Wochen in der Schweiz seinen Urlaub verbringen durfte: ein Land nach seinem Geschmack! Ich dachte immer, dass wir Schweizer eigenständig sind und niemandem blind nacheifern, aber was weiss ich, ich bin ja nur eine dumme Frau, die an den Herd gehört zur Produktion wackerer Eidgenossen.

*Rhea Wernli, Basel*

BMW Service Plus  
Gratis-Service bis 100 000 km oder 10 Jahre  
Garantie bis 100 000 km oder 3 Jahre

BMW 3er AccessPlus  
www.bmw.ch  
Freude am Fahren

Das Schönste an Träumen ist, sie zu verwirklichen.  
Der BMW 3er AccessPlus.

**CHF 449.–/Monat\***

Jetzt erhalten Sie den athletischen BMW 3er AccessPlus bereits ab **CHF 42 200.–** mit besonders grosszügiger Zusatzausstattung. Diese beinhaltet unter anderem: Klimaautomatik, Xenon-Licht, Metallic-Lackierung, Parkensoren, Regensensor, automatische Fahrlichtsteuerung, USB-Schnittstelle, Geschwindigkeitsregelung und Radio BMW Professional. Nebst diesen und vielen weiteren Extras überzeugt er auch mit seinem Verbrauch, denn mit nur **4,7 l/100 km\*\*** gehört er zu den Effizientesten seiner Klasse. Verwirklichen Sie jetzt Ihren Traum.

\*Leasingbsp.: BMW 316i AccessPlus (abg. Modell mit Sond. Ausst.), 4 Zyl./122 PS (90 kW), Fzg.-Nettopreis CHF 40 300.–, 1. grosse Leasingrate 15% des Nettopreises, Dauer 60 Mte., 15 000 km/Jahr, eff. Jahreszins 4,9%. Gültig für BMW Neuwagen bis 31.08.2009, Kundenübernahme bis 30.11.2009. Angebot der BMW Finanzdienstleistungen (Schweiz) AG. Preise inkl. 7,6% MwSt. Änderungen vorbehalten. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. \*\*BMW 318d, Treibstoffverbrauch gesamt 4,7 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emission kombiniert 123 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 204 g/km), Energieeffizienzklasse A.

# «Eine Art romantische Sehnsucht»

US-Superstar Michael Jackson strebte nach einem rätselhaften Schönheitsideal. Was trieb ihn an? Welche Rückschlüsse können aus seinen Gesichtsoptionen gezogen werden? Der Schweizer Arzt Christoph Wolfensberger kannte Jackson und dessen plastischen Chirurgen. *Von Roger Köppel*

**Herr Doktor Wolfensberger, der englische Autor Jason Cowley las aus Michael Jacksons hochoperierten Gesichtszügen den «längsten Abschiedsbrief, den je ein Selbstmörder geschrieben hat». Was sagen Sie?**

Das ist schriftstellerische Fantasie. Ich bin überzeugt, Michael Jackson wollte leben. Hinter der Unzahl von Gesichtsoptionen, die er hinter sich hatte, hinter dem Drang, sich immer wieder unters Messer zu legen, steckte die gewaltige Motivation, am Leben zu bleiben. Ich sehe das an vielen Patienten: Es sind nicht lebensmüde, sondern hochmotivierte Leute, die zum plastischen Chirurgen gehen.

**Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie erfuhren, dass Ihr Bekannter Michael Jackson gestorben war?**

Das war eine traurige Nachricht. Er erlitt dasselbe Schicksal wie andere aussergewöhnliche Künstler, die ihren Ruhm nicht verkraften konnten. Eine Tragödie.

**Warum eine Tragödie?**

Für mich ist es tragisch, wenn eine Person von solchem Talent am Prozess der Selbstfindung scheitert. In einer Art romantischer Sehnsucht strebte er ein Schönheitsideal an, das er nie erreichte. Daran zerbrach er.

**Wie kommen Sie auf diese Deutung?**

Das ist offenkundig, wenn Sie die Entwicklung seines Gesichts betrachten. Wir haben es mit einer Person zu tun, die alles daran setzte, um sich von dem zu entfernen, was sie war: weg vom Afrikanischen, weg vom Familiären. Das Ideal war weiss und weiblich. Das war der Drang, der Jackson von einer Operation zur nächsten trieb. Offensichtlich fand er Ärzte, die vorgaben, ihm den Wunsch erfüllen zu können. Die Mediziner hätten nein sagen müssen.

**Was für ein Mensch war Michael Jackson, wenn man auf seine Gesichtsoptionen abstellt?**

Ich konnte bei unseren Begegnungen nie vom musikalischen Jahrhundertgenie abstrahieren, das ich in ihm sah. Keiner konnte Musik und Tanz zu einer derartigen Energie verdichten. Persönlich war er ein äusserst bescheidener, feiner, fast zerbrechlicher und ausserordentlich lebenswürdiger Mensch mit einer kaum hörbaren Fistelstimme.

**Wurde ihm ein Unrecht getan, als man ihn «Wacko Jacko» nannte, einen Verrückten?**

Ich hatte einen ganz anderen Eindruck. Ich habe ihn als sehr feinfühlig erlebt.

**Worüber haben Sie sich mit Michael Jackson unterhalten?**

Über Tiere und über den Alltag, sogar Politik interessierte ihn, das Wetter, die geplanten Auftritte, die Qualität von Schweizer Hotels. Man redete mit ihm, wie man mit einer normalen Person redet. Er wirkte keineswegs abgehoben. Es gab wohl einen Unterschied zwischen seinem Gesicht, das am Ende nicht mehr von dieser Welt war, und der Person, die meines Erachtens gar nicht zum Gesicht passte. Ich empfand den Mann als bodenständig.

**Wie haben Sie ihn kennengelernt?**

Ich traf ihn zum ersten Mal 1998 bei seinem plastischen Chirurgen, Steven Hoefflin, in Los Angeles. Jackson kam zu einer Nachkontrolle mit grossem Gefolge. Später begegnete ich ihm bei einer Vorstellung des Circus Knie. Damals logierte er im «Dolder Grand» in Zürich.

**Ging von Jackson, wenn er einen Raum betrat, magnetische Wirkung aus?**

Eindeutig.

**Was war Ihr Fazit aus Ihren Begegnungen?**

Der totale Mangel an Aggressivität und Arroganz fiel auf, eine kindliche Feinheit. Keine Machoallüren, aber auch keine Verweiblichung. In der Motorik männlich, keine Tante.

**Merkte man ihm an, dass er hart gearbeitet hatte für den Erfolg?**

Nein, man sah ihm den Ehrgeiz nicht an. Er war auch immer stark geschminkt.

**Wollten Sie ihn nie als Patienten anwerben?**

Ich durfte schon öfter Artisten aus dem Circus Knie betreuen. Ich glaube, Marie-José Knie wollte Jackson zur Beratung in meine Praxis schicken, was leider nicht klappte.



Wolfensberger (l.) und Jackson-Arzt Hoefflin.

**Was hätten Sie ihm geraten?**

Ich hätte ihm geraten, er solle ja nichts mehr machen. Alles Weitere war dann tatsächlich eine Entwicklung ins Negative, ins Maskenhafte. Michael Jackson wurde süchtig nach Gesichtsoptionen.

**Was war das Schönheitsideal, das er anstrebte?**

Am Anfang wollte er weg von seiner afro-amerikanischen Nase. Das ist ein häufiger Eingriff in den USA. Viele Schwarze lassen ihn machen. Dann allerdings ging es immer weiter.

**Seine erste Nasenoperation fand bereits 1979 statt.**

Ja, man nahm sein ganzes Nasengerüst heraus und ersetzte es durch eine Silikonprothese. Er liess sich eine neue Nase ins Gesicht bauen. Das war ungewöhnlich. Später wurde die Nase immer weiter verkleinert und zugespitzt.

**Jacksons erster Kommentar nach der ersten Nasenoperation war offenbar: «Sie ist noch nicht klein genug.»**

Daran zeigt sich, dass utopische Vorstellungen vorhanden waren. Ein geringer Makel wird als gravierend eingestuft. Ich erlebe das bei vielen Patienten. Sie sind besessen von einem Schönheitsfehler, den es nicht gibt.

**Von seinen Geschwistern wurde Jackson früher «big nose» genannt, grosse Nase.**

Es gibt viele junge Männer, die ein neurotisches Verhältnis zu ihrer Nase haben. Diese Männer haben Mühe mit der Selbstfindung. Die Nase wird ihnen im Zuge der Männlichwerdung zu dominant. Sie kommen nicht damit zurecht, dass die Nase markant wird, und wollen sie entsprechend verkleinern. Die Nase ist ein prominentes Organ, sie definiert den Menschen. Es gibt Männer, die Angst haben vor dieser Prägung, sie wollen die Kindernase behalten und fürchten die Männlichkeit, die mit dem Wachstum der Nase einhergeht. Jackson war zweifelsfrei so ein Mann. Er hatte ein krankhaftes Bedürfnis nach Veränderung. Es war eine Fixierung auf eine Missbildung, die gar nicht da war. Jackson wollte etwas, was er nicht haben konnte. Dieses Streben lässt auf eine infantile Persönlichkeit schliessen.

**Er schien sich in eine Mischung aus Walt-Disney-Elfe und Diana Ross verwandeln zu wollen.**

Diana Ross schwebte ihm vor. Dann gab es das Motiv eines Fabelwesens, des Überir-



*Trauma der grossen Nase: Michael Jackson (1958–2009) als Teenager.*



*«Noch nicht klein genug»: der Superstar Anfang der achtziger Jahre.*



*Silikonprothesen: «King of Pop», 1993.*



*Totenmaske: «Jacko», 2005.*

dischen. Hier ging die Fantasie mit ihm durch. Der Wunsch nach dem Schönheitsideal endete schliesslich in der Fratze. Wir beobachten an Jackson zudem das Scheitern der plastischen Chirurgie, wenn sie eingesetzt wird zur Erfüllung utopischer Wünsche. Plastische Chirurgen sind Sklaven der Anatomie, sie sind keine Designer oder Stylisten.

**Haben Sie diesen Punkt mit Jacksons Chirurgen besprochen, den Sie ja öfter getroffen haben?**

Nein, das war ein Tabuthema. Hoefflin, an sich ein fähiger Chirurg, hielt sich an das Arztgeheimnis. Zudem war er nicht der einzige Operateur an Jacksons Gesicht. Er wollte ausbessern, was andere verdorben hatten. Michael Jacksons Ärzte waren oft eine Art Groupies, die alles für ihr Idol machten.

**Der Superstar als Skulptur in den Händen seines Chirurgen?**

Nach 1999 kippte es in die Entstellung. Die Chirurgen wurden zu Dienern des Patienten, aber sie sollten Diener der Schönheit sein.

**Ein Praxiskollege sagte über Jacksons Chirurgen Hoefflin, dessen Charakterstörung sei in Michael Jacksons Gesicht «geätzt».**

Eine Charakterstörung würde ich es nicht nennen, aber es ist auf jeden Fall eine übertriebene Devotheit des Arztes gegenüber dem Superstar.

**Blickt man auf Hoefflins andere Patienten, Sylvester Stallone oder Pamela Anderson, hat man das Gefühl, dieser Arzt neige generell zur Übertreibung.**

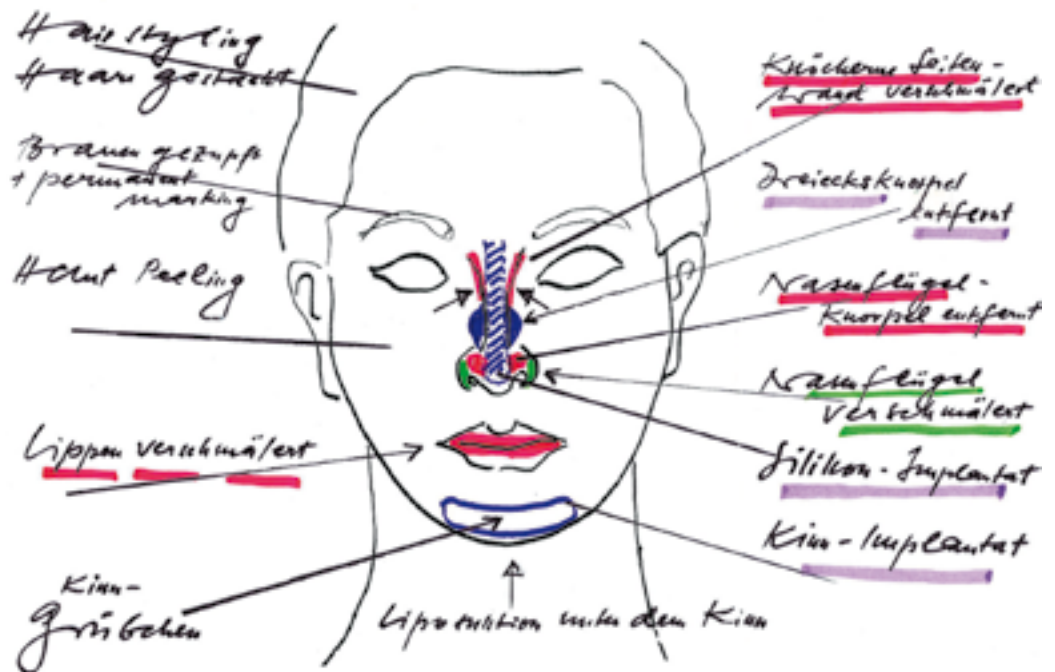
Das ist ein allgemeines Phänomen in den USA, speziell in Kalifornien. Die Frauen haben zu grosse Brüste, zu überspannte Faceliftings. Den Amerikanern fehlt das Mass. Die europäische plastische Chirurgie basiert auf den griechischen Proportionen. Die Amerikaner setzen auf Machbarkeitswahn. Stallone und Anderson stehen kurz vor dem Umkippen.

**Was für ein Mensch will sein Gesicht fundamental umgestalten? Steckt Selbsthass dahinter?**

Selbsthass sehe ich nicht, aber sicher einen fehlenden Selbstfindungsprozess in der Jugend. Ich habe solche gespaltenen Persönlichkeiten gerade unter talentierten Leuten oft beobachten können: auf der einen Seite der Hochbegabte und auf der anderen Seite eine Person, die nicht weiss, wer sie ist. Schiffbrüchige auf höchstem Niveau.

**War Jacksons Hautbleichung krankheitsbedingt oder gewollt?**

Möglich, dass es eine Krankheit war, aber es brauchte wiederholte, absichtliche Peelings, alle drei Monate, um diese Blässe herzustellen. Eine Krankheit ist denkbar,



«Motiv des Fabelwesens»: Wolfensberger-Skizze von Jacksons Gesichtsoptionen.

in diesem Ausmass aber unwahrscheinlich. Da wurde nachgeholfen.

Jackson selber konnte nicht zu seinen Schönheitsoperationen stehen. In Interviews nannte er jeweils ganz andere Gründe für seine Veränderungen, Krankheiten, Ernährung, andere Lebensgewohnheiten.

Das sagen alle Patienten nach Schönheitsoperationen. Bei den Operationssüchtigen ist es wie beim Alkoholiker. Dieser wird nie zugeben, wie stark er trinkt.

**Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Sucht nach Gesichtsoptionen und Jacksons Tabletensucht?**

Am Schluss war dies zweifellos der Fall. Sein Lebensrhythmus war gestört; das Leben verbrauchte ihn. Vielleicht hätte er seine letzte Tournee physisch nicht durchgestanden. Auch die vielen Gesichtsoptionen gingen nicht spurlos an ihm vorbei.

**Er war am Ende unglücklich mit seinem Gesicht?**

Das muss eindeutig der Fall gewesen sein. Seine Wünsche waren zu weit entfernt von der Realisierung. Deshalb fand ich es toll, dass er seine Karriere als Musiker neu lancieren wollte. Das Problem mit dem Gesicht rückte in den Hintergrund.

**Kann man von den Gesichtsoptionen eigentlich Rückschlüsse auf die sexuelle Orientierung von Michael Jackson ziehen?**

Organisch war er ein Mann, aber äusserlich war die Frage nicht mehr zu entscheiden, ob Mann oder Frau. Seine Ausstrahlung hatte etwas Bisexuelles, etwas Androgynes.

**Würden Sie von einer gesichtschirurgisch vollzogenen Geschlechtsumwandlung sprechen?**

Nein, auf keinen Fall. Michael Jackson hätte

ausreichend Möglichkeiten gehabt, einen solchen Plan zu realisieren. Transsexuelle schrecken vor nichts zurück. Sie gehen durch alle Wände, bis sie den entsprechenden Operateur gefunden haben.

**Trotzdem hatte er das Ideal einer Diana Ross. Er wollte zur Frau werden.**

Ja, aber als geistig-ästhetisches Ideal. Es spielte nicht ins Sexuelle.

**Was unterscheidet Patienten, die sich nur auf den Körper konzentrieren, von Patienten, die von ihren Gesichtern besessen sind?**

Ich habe beides erlebt. Es gibt Leute, die ihre Körper extrem trimmen lassen und sich überhaupt nicht ums Gesicht kümmern. Im Unterschied zu den Patienten, bei denen das Gesicht im Vordergrund steht, sind die Körperbetonten die etwas einfacheren Gemüter. Weniger differenziert. Vergessen wir nicht: Das Gesicht, nicht der Körper macht das Individuum aus.

**Wie verbreitet ist die Sucht nach plastischer Chirurgie?**

Es ist eine Zivilisationserscheinung. Die Menschen haben zu oft Gelegenheit, sich mit sich selber zu beschäftigen. Die meisten Patienten gehen nur periodisch zum Schönheitschirurgen, im Sinne von Unterhaltsarbeiten. Bei Jackson war es anders: Er wollte sich verändern. Es hatte etwas fast Forensisches; wenn Kriminelle sich aus Tarnungsgründen ein neues Gesicht zulegen wollen.

**War Michael Jackson, wie es in einem Nachruf hiess, besessen von seinem Spiegelbild?**

Das war sicherlich der Fall. Dieser Narzissmus ist ebenfalls infantil. Jackson war ein Mensch, der sich fortwährend beobachtete und dann festzustellen glaubte, dass etwas nicht stimmt.

### Hätte er mit diesem Gesicht alt werden können?

Kaum. Irgendwann wäre die Nasenprothese aus Silikon durch die Haut gebrochen. Das Gewebe war zu strapaziert. So gesehen war der Tod auch eine Erlösung. Jackson wurde zum Inbegriff der Überkorrektur. Sein Fall zeigt auch, wie leicht die plastische Chirurgie überschätzt werden kann. Ein Chirurg ist kein Bildhauer, kein Maler. Es fehlt der ganz grosse Strich. Er muss sich zahllosen natürlichen Schranken unterwerfen, Anatomie, Gewebequalität, Blutzirkulation. Die Leute wollen das oft nicht wahrhaben. Die plastische Chirurgie ist so begrenzt wie fast kein anderes Gebiet der Medizin.

### Muss Jacksons Gesichtschirurg damit rechnen, dass er Patienten verlieren wird?

Nein, die Übertreibung gilt in den USA nicht als rufschädigend.

### Was zeichnet grundsätzlich den guten plastischen Chirurgen aus?

Er muss chirurgisch stark sein; er muss es in den Händen haben. Wie ein exzellenter Koch sollte man bei den besten Lehrmeistern studieren. Er muss ein Menschenfreund sein.

### Ist plastische Chirurgie anspruchsvoller oder einfacher als Bildhauerei?

Ich sehe die plastische Chirurgie durchaus als künstlerisches Handwerk. Verlangt wird aber auch das Verantwortungsgefühl: Ich muss als Arzt für jeden Stich gerade stehen. Es braucht verhaltene Kühnheit, einem gesunden Menschen in die Nase hineinzumeisseln. Charakterlich muss der plastische Chirurg mutig und vorsichtig sein. Draufgänger sind nicht erfolgreich, Zauderer aber auch nicht. Man muss sich ein Herz fassen, um die Arbeit innert nützlicher Frist zu Ende zu bringen. Dreidimensionales Vorstellungsvermögen ist wichtig.

### Was für eine Beziehung hat der plastische Chirurg zu einem Gesicht, das er gerade operiert? Sieht er den Menschen, eine Maske, ein Stück Fleisch?

Man muss sich respektvoll-mutig ins Zeug legen. Sobald der Patient schläft, darf man nur noch die Anatomie sehen und die hundert Tricks, die es braucht, um das Problem zu meistern. Nach der Operation hat man wieder den Patienten vor sich.

### Ist plastische Chirurgie nicht auch freiwillige Selbstverstümmelung des Patienten?

Es gibt diesen Aspekt. Ein unversehrter Körper wird in einen vernarbten Körper verwandelt. Ein wichtiges Kriterium von Schönheit ist ja die Unversehrtheit. Weshalb lässt sich ein gesunder Mensch ins Fleisch schneiden? Eigentlich paradox. Der Patient hofft, dass ihn das Resultat überzeugen wird.

### Was für Charaktertypen werden plastische Chirurgen?

Man muss es aushalten, dass alle mitreden. Wie im Fussball oder im Journalismus: Das Ergebnis ist sichtbar. Jeder hat eine definitive Meinung zu Ihrer Arbeit. Standhaftigkeit ist wichtig, Verschwiegenheit, Bodenständigkeit, Naturverbundenheit.

### Naturverbundenheit?

Ja, die Natur ist der beste Designer. Es braucht Handwerkertypen mit akademischem Hintergrund. Man muss bereit sein, die Arbeit um ihrer selbst willen gut zu verrichten. Es ist das alte Ethos der Handwerker. Es gibt keine Routine, sondern nur den Drang, immer das Beste zu geben.

### Dem Schönheitschirurgen haftet etwas Unseriöses an; er gilt irgendwie als frivol.

Das mag mit der unglücklichen Berufsbezeichnung zusammenhängen. Schönheitschirurgie ist ein schlechtes Wort. In Frankreich spricht man von ästhetischer Chirurgie. In den USA ist der *plastic surgeon* ein Chirurg der obersten Spielklasse, höchst angesehen. Bei uns kursiert der bagatellisierende Begriff der Schönheitschirurgie. Da finden die Leute, das sei einfacher, gar lustiger. Es ist das Gegenteil: Schönheitschirurgie ist todernst. Da ist nichts Heiteres.

### Warum?

Weil sich die Leute freiwillig unters Messer legen ohne medizinische Indikation. Da braucht es eine doppelte Überwindung. Jeder ist aufgeregt. Vom Arzt wird ein besonderes Einfühlungsvermögen verlangt. Der Patient gibt sich ohne zwingenden Grund dem Arzt hin, lässt sich betäuben und operieren.

### Worin unterscheiden sich Frauen und Männer, wenn sie zum plastischen Chirurgen gehen?

Die Frauen sind mutiger. Sie denken ganzheitlicher, anspruchsvoller und sind nachher zufriedener. Sie lassen sich um der Schönheit willen operieren. Ich hatte eine Patientin, die sich kurz vor dem Tod noch einmal schönheitsoperieren liess. Selbst in ihrer letzten Lebensphase wollte sie schön aussehen.

### Welche Bedeutung hat die Schönheit im Leben der Frau?

Die Bedeutung ist immens. Beim Mann ist es eher wie beim Auto, wo man eine Beule repariert oder den Lack auffrischt. Es kann sein, dass sich Männer unters Messer legen, wenn sie bedeutend jüngere Frauen heiraten. Oder wenn noch einmal Kinder kommen. Der Vater möchte dann nicht wie der Grossvater aussehen.

### Wie stark verändert sich der Mensch, wenn sich sein Aussehen verändert?

Die plastische Chirurgie hat so gesehen einen enormen Tiefgang. Meines Erachtens stützt die plastische Chirurgie die Persön-



Ohne Mass: Hoefflin-Patientin Anderson.

lichkeit. Die Patienten sind entspannter, sie bewegen sich besser, sie sind erfolgreicher. Ich habe eine Patientin über einen Zeitraum von zehn Jahren betreut; zehn Operationen, da hat eine regelrechte Persönlichkeitsentfaltung stattgefunden.

### Ist der Einfluss bei Frauen grösser?

Die ganze Disziplin der plastischen Chirurgie rechtfertigt sich am Ende nur dadurch, dass wir die Psychohygiene der Patienten verbessern. Ein Skalpell kann mehr bewirken als tausend Stunden beim Psychiater.

### Lassen sich mit schönheitschirurgischen Eingriffen Depressionen heilen?

Nein, es sei denn, die Deformität war der Grund für die Depression. Hier liegen Gefahren. Wenn ein Patient allgemein zu Depressionen neigt, wird er mit einem chirurgischen Eingriff sehr selten zufrieden sein.

### Wird der Druck, perfekt auszusehen, zunehmen?

Schönheit ist eine soziale Macht. Diese Tatsache müssen wir akzeptieren. Umso wichtiger sind die Grenzen der plastischen Chirurgie. Je wichtiger die Schönheit wird, desto entscheidender ist es, vor übertriebenen Erwartungen zu warnen. Die medizinischen Fortschritte sind insgesamt sehr gross, aber die plastische Chirurgie ist davon nur zum Teil betroffen. Bei uns kann die Technik keine Revolution bringen. Die natürlichen Beschränkungen sind zu gross.

**Dr. med. Christoph Wolfensberger** ist Facharzt FMH für plastische Chirurgie in Zürich und hat nach langjähriger Tätigkeit an Kliniken in Europa und den USA ein Zentrum für ästhetische Chirurgie aufgebaut, das heute internationalen Ruf aufweist.

Mitarbeit: **Simon Brunner**

# Fulvio Pelli und das Strassenkartell

Im Tessin ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen ein Kartell von Tiefbaufirmen. Es geht um Millionenbetrug und Urkundenfälschung. Auch der FDP-Parteipräsident Fulvio Pelli ist in die Affäre verstrickt – und bestreitet jede Mitwisserschaft. *Von Peter Keller*



«Negative Auswirkung auf die öffentlichen Finanzen»: FDP-Chef Pelli.

Auf seiner Homepage singt FDP-Präsident Fulvio Pelli gerne das Loblied auf den freien Markt. Um tiefere Preise zu bekommen, heisst es da, müssten Handelsbarrieren gegenüber der EU abgebaut werden. Der Steuerwettbewerb zwischen den Kantonen und dem Ausland sei unbedingt zu fördern. Ausserdem solle die Wettbewerbskommission (Weko) in ihren Möglichkeiten weiter gestärkt werden.

Dieses Loblied auf den Wettbewerb steht im seltsamen Widerspruch zu einem Wirtschaftsmandat Pellis. Von 2001 bis April 2005 präsidierte der freisinnige Parteichef den Verwaltungsrat der Tessiner Strassenbaufirma Costra SA, die in einen aufsehenerregenden Kartellskandal verwickelt war. Pellis Austritt aus dem Verwaltungsrat fiel unmittelbar mit dem Auffliegen des Kartells zusammen: Am 2. April 2005 eröffnete die Tessiner Weko ihre Untersuchung. Im gleichen Monat wurde Pellis Name aus dem Handelsregister gestrichen.

Der spätere Weko-Bericht zeigte auf, dass siebzehn von achtzehn im Tessin domizilierten Strassenbauern einem Kartell angehört hatten. Seit 1998 existierte zwischen den beteiligten Firmen sogar eine schriftliche Vereinbarung («convenzione»). Das Papier erinnert indes mehr ans mittelalterliche Zunftwesen als an eine liberale Wirtschaftsordnung, wie sie Pelli auf seiner Homepage wortreich propa-

giert: Hauptzweck der «convenzione» sei es, in gemeinsamen Diskussionen eine «gerechte Höhe der Preise» festzulegen. Unter «gerechter» Preisfindung verstanden die Kartellisten wöchentlich stattfindende Sitzungen, in denen die Offerten untereinander ausgetauscht und abgesprochen wurden. Mit der Folge, dass Aufträge in der Regel zwanzig bis dreissig Prozent zu teuer ausgeführt wurden.

## Der «Asfaltopoli»-Skandal

Das von der Tessiner Presse «Asfaltopoli» getaufte System wurde bis ins Detail geregelt. Nach einem ausgeklügelten Rotationsprinzip kamen die Strassenbauer zu ihren Arbeiten. Über die Jahre glichen sich die Auftragsvolumen aus, so dass jede Firma gemäss ihrer Grösse profitieren konnte. Sämtliche Offerten ab 20000 Franken mussten laut Vereinbarung vorgelegt werden. Nicht nur öffentliche Bauten, auch private unterstanden der Informationspflicht. Mit freiem Wettbewerb und niedrigen Preisen, wie sie Pelli in seinen politischen Statements fordert, hatten diese Absprachen nichts mehr zu tun.

SP-Grossrat Raoul Ghisletta brachte die Untersuchung ins Rollen: «Befreundete Architekten haben mich auf Unstimmigkeiten aufmerksam gemacht.» Gut siebzehn Monate lang ging die Wettbewerbskommission den

Spuren des Strassenkartells nach. Herausgekommen ist ein 67 Seiten starker Bericht. Die Weko konnte dabei auf 209 Tabellen zugreifen, in denen die Preise und Auftragsvergaben minutiös verzeichnet waren. Wie bei einem harmlosen Kaninchenzüchterverein wurden die Ergebnisse der Wochensitzungen in einem Protokoll schriftlich festgehalten. Diese gutschweizerische Gewissenhaftigkeit half schliesslich mit, das Kartell zu überführen.

## Systematische Manipulationen

Auch die schriftliche Übereinkunft – «convenzione» – stellte die Kommission sicher und liess sie im Anhang publizieren. Zudem trug die Weko alle relevanten, zwischen 1998 und 2005 vergebenen Aufträge zusammen und zeigte in Statistiken auf, wie die Preise systematisch manipuliert wurden. «Der Kanton hat mit seiner ausgezeichneten Arbeit das Kartell nachweisen können und dessen negative Auswirkung auf die öffentlichen Finanzen», lobt SP-Fraktionschef Ghisletta den Weko-Bericht.

Tatsächlich handelt es sich hier nicht um Peanuts. Die Weko kommt zum Schluss, dass im Zeitraum von 1999 bis 2003 Tiefbauarbeiten in der Höhe von 278 152 447 Franken zugeteilt wurden. Wenn man nur schon von überhöhten Preisen in der Grössenordnung von zwanzig Prozent ausgeht (es sind eher dreissig Prozent), kommt eine Betrugssumme von rund 56 Millionen Franken zusammen. Finanziert durch den Steuerzahler. Die fetten Margen verhinderten eine längst fällige Bereinigung im Tessiner Tiefbau. Nach dem Ende des Kartells brachen die Preise ein. Bereits im September 2005 musste eine erste Tiefbaufirma, Trevalbeton SA, Insolvenz anmelden.

Die von Pelli präsidierte Costra SA profitierte nicht nur im Strassenbau von den Absprachen, auch die Asphaltproduktion wurde kartellartig organisiert. Zwei Firmen (Comibit SA und Betasfa SA) kontrollierten den Tessiner Asphaltmarkt und diktierten die Preise. Die Costra SA war an der Comibit SA beteiligt.

Die Costra SA wendete in ihrer Stellungnahme ein, die Wettbewerbskommission könne nur auf schriftliche Beweisstücke zurückgreifen, die bis Ende 2003 reichten. Auch wenn die Baufirma bestreitet, dass das Kartell länger als bis Dezember 2003 bestanden habe, die Weko-Zahlen sprechen dagegen. In den Statistiken des Untersuchungsberichts lässt sich erst im April 2005 ein markanter Bruch ausmachen: Ab dann liegen die Durchschnittspreise aller



## Achtung, hier Mann!

Nicht jeder trägt den Dreitagebart gleich. Das beweisen Josh Holloway und Fulvio Pelli. Von Dominique Feusi

Für die meisten modischen Feriensouvenirs sollte Einfuhrverbot bestehen. Etwa für die Ganzhaarzöpfchenfrisur an hellhäutigen Personen; die muss an Ort und Stelle am Zoll entflochten werden. Das bauchfreie T-Shirt wird ebenfalls beschlagnahmt.

Männer beweisen beim Import von Ferienmoden meist ein gezügeltes Auftreten. Was der Bauer nicht kennt, trägt er nicht. Was bleibt, ist nicht viel: da ein Panamahut, dort eine Leinenhose und natürlich die Leichtigkeit des Dreitagebarts, die Absage an das Rasierdiktat. Ihre Partnerin findet Ihre neue Lässigkeit auch ziemlich fesch? Und Ihr Chef? Findet er die neue Lässigkeit nicht zu fesch? Ob da nicht etwas zu viel Fulvio Pelli in Ihrem Antlitz spriest?

Der Bart als Restbestand ehemaliger Vollbehaarung signalisiert evolutionär betrachtet: Achtung, hier Mann! Und erst noch einer mit einem Symbol immerwährenden Wachstums im Gesicht. Das ist grundsätzlich gut. Obwohl der Fabel vom immerwährenden Wachstum kritisch zu begegnen ist. Und ob das Zeichen der Fortpflanzungsfähigkeit beim anderen Geschlecht überhaupt anschlägt, ist stetem Wandel unterzogen und stark kulturkreisabhängig. Falls Sie also zum Beispiel entscheiden, dass Sie fortan einen stolzen Schnauzbart tragen wollen, sollten Sie das nicht unbedingt während der Türkeiferien tun. Falls Sie sich aber im Tessin von der Dreitagebart-Stimmung anstecken lassen, könnte das schon besser passen.

### Männlichkeit als Chefsache

Die Ideologisierung des Dreitagebarts als emphatischer Ausdruck einer Männlichkeit, die sich selbst zur Chefsache erklärt, ist relativ jung. Sie begann Mitte der Achtziger in farbenfrohen Sakkos mit Don Johnson als Polizist Sonny Crockett in «Miami Vice». Vorher fehlte zum goldenen Schnitt schlicht das technisch perfekte Werkzeug wie ein «flexibler Schwingkopf mit Doppelscherfolie und Integral-Schneider, Wechselapplikator zum Auftragen des Shaving-Conditioners und automatische Spannungs- und Frequenzanpassung». Obwohl, da rutschen wir bereits in den metrosexuellen Bereich, hierzu nur so viel: Ornamente im Bart – nein! Wer Botschaften schreiben will, soll ein Stück Papier nehmen.

Natürlich schreibt der Dreitagebart auch Botschaften. Mit Götz George oder Bruce

Willis legt man sich besser nicht an, sonst knallt's, schreibt er. Männer, bei denen es eher früher als später knallt, spielen für die Bedeutung der gestutzten Rebellion am Kinn eine tragende Rolle. Frauen gefällt das irgendwie, ungewollt, wir sind dem Restbestand ehemaliger Vollbehaarung wehrlos ausgeliefert, gar verfallen. Apropos: Josh Holloway. Josh Holloway trägt als böser Bube «Sawyer» in «Lost» die Perfektion an getrimmtem Gestrüpp im Gesicht. Und das auf einer Insel. Wir sind am Ziel. Josh Holloway. Der Ressortleiter wollte eine kleine Kulturgeschichte des Dreitagebarts. Ich glaube, er wird mit Josh Holloway ganz schön zufrieden sein.

Ob der Mann 2009 den Dreitagebart nun importieren soll? Nicht so ungeduldig, das hatten wir bereits mit «Ihre Partnerin findet Ihre neue Lässigkeit auch ziemlich fesch?». Falls nicht, muss das Zeug sowieso schnurstracks ab. So sieht's mit der Kulturgeschichte aus.

Ja, ja, schon gut, Patrick Dempsey, nicht hysterisch werden, niemand schreibt über den Dreitagebart, ohne Patrick Dempsey zu erwähnen. Patrick Dempsey. Fulvio Pelli ist in der Geschichte des Dreitagebarts übrigens völlig vernachlässigbar. Frauen denken dabei relativ selten an Fulvio Pelli.



Immerwährender Wachstum: Holloway.

Offerten schlagartig rund 35 Prozent unter den Preisen der vorangegangenen Monate.

Der «Asfaltopoli»-Skandal erschütterte vor allem Pellis freisinnige Kantonalpartei. Inhaberin der Costra SA ist die Familie Arn. Geschäftsführer Thomas Arn, seit 1995 Mitglied der FDP-Fraktion im Kantonsparlament, legte sein politisches Amt nieder und trat 2007 nicht mehr zur Wiederwahl an. Vorgänger von Pelli im Verwaltungsrat war Ugo Sadis, Vater der amtierenden FDP-Regierungsrätin Laura Sadis. Unter seinem Präsidium wurde das Kartell eingefädelt. Die Familienclans der Sadis und Pellis gelten im Tessin als eng verbunden.

### «Rein strategische Aufgaben»

Fulvio Pelli hielt 2005 in einer Erklärung fest, er habe nichts vom Kartell gewusst. Was Grossrat Ghisletta bezweifelt: Alle Personen, die zwischen 1999 und 2004 eine Führungsaufgabe in einer Tiefbaufirma wahrgenommen hätten, «mussten von der Existenz eines Asphaltkartells Kenntnis gehabt haben». Gegenüber der NZZ am Sonntag meinte Pelli 2007 entschuldigend: «Ich wurde 2001 angefragt, die Costra SA zu präsidieren, hatte aber rein strategische Aufgaben.»

Auf die Frage der Weltwoche, welche strategischen Entscheidungen er denn während der Ausübung seiner Tätigkeit getroffen habe, geht Pelli nicht ein. Ebenso wenig auf die Frage, was ihn als Rechtsanwalt für den Verwaltungsrat einer Tiefbaufirma qualifiziert habe. Pellis Kurzkomentar: «Was ich über diesen Fall zu sagen hatte, habe ich schon 2005 gesagt. Ich habe nichts zu ändern und nichts beizufügen.»

Noch aber ist die Affäre nicht ausgestanden. Die Gemeinde Lugano hat inzwischen eine zivilrechtliche Klage eingereicht. Sie will die Mehrkosten zurückerstattet bekommen. Warum gerade Lugano? Die Gemeinde hatte für ein Tiefbauprojekt eine formelle Bescheinigung verlangt, dass keine Preisabsprachen bestünden. Alle angeschriebenen Firmen bestätigten schriftlich, sie würden unabhängig voneinander offerieren – was offensichtlich nicht stimmte. Nun hat die Gemeinde Lugano geklagt: wegen Betrugs und falscher Beurkundung. Es geht um Millionen.

Die erste richterliche Instanz verfügte Einstellung des Verfahrens. Man müsse den Betrugsvorwurf nicht weiterverfolgen, weil diese Bescheinigungen nicht den Charakter einer Urkunde hätten. «Ein durchsichtiges Manöver, um die Beteiligten zu schützen», heisst es in Tessiner Anwaltskreisen. Lugano legte Rekurs ein. Das Obergericht korrigierte prompt die Einstellung. Es handle sich sehr wohl um eine Urkunde. Nun liegt der Fall wieder bei der Staatsanwaltschaft.

Auch zur Klage der Gemeinde Lugano mag Pelli keinen Kommentar abgeben. Der heimliche Bundesratskandidat hat sich dem Schweigekartell angeschlossen. ○

# Die Vendetta

Letztes Urteil im «Fall Swissfirst»: Der von den Medien monatelang zu Unrecht angeprangerte, inzwischen rehabilitierte Unternehmer Thomas Matter siegt erneut. Seine Kritiker bleiben stur. Die angebliche Bankenaffäre stellt sich endgültig als Medienskandal heraus. *Von Roger Köppel*



*Lebenswerk kaputtgeschrieben:* Ex-Banker Thomas Matter vor dem Swissfirst-Hauptsitz.

Mitte Juni endete die Einspruchsfrist, und somit ist es amtlich: Eveline Sandra Diethelm, geboren am 19. Juli 1964, unterlag vor dem Handelsgericht des Kantons Zürich mit ihrer Klage gegen die frühere Swissfirst-Bank, heute Banque Pasche S.A., in allen Punkten. Der Klägerin wurden die Verfahrenskosten aufgebürdet und eine Prozessschädigung von 105 000 Franken. Die aus Küsnacht und Zollikon stammende Millionenerbin hatte die Swissfirst-Bank und damit indirekt deren Gründer, Thomas Matter, beschuldigt, sie im Zuge einer Fusion vor bald vier Jahren um Aktiengewinne in Millionenhöhe gebracht zu haben. Frau Diethelm sah sich als geschädigte Aktionärin in einem der spektakulärsten Fälle der jüngeren Schweizer Wirtschaftsgeschichte. Die Klägerin forderte 5 859 000 Franken Schadenersatz und kassierte eine totale Niederlage. Für Matter brachte das Verfahren einen weiteren, späten Triumph. Der Fall Diet-

helm markiert das offizielle Ende der «Swissfirst-Affäre», jener bizarren, von Hysterie, Journalistenirrtümern und öffentlichen Vorverurteilungen geprägten Medienkampagne, in deren Verlauf die Swissfirst-Bank kaputtgeschrieben wurde und deren Chef vorübergehend zur Persona non grata wurde.

Das Diethelm-Urteil bestätigt letztinstanzlich, dass es sich bei der journalistischen Zertrümmerung der Swissfirst AG um einen Medienskandal ersten Ranges handelt. Matter ist zwar inzwischen rehabilitiert, seine Bank allerdings ist verloren, und der Fall bleibt ein trauriges Beispiel für die Machenschaften enthemmter, unkontrollierter Medien. An vorderster Front beteiligt war als Leitmedium die *NZZ am Sonntag*, deren Journalisten sich bis heute jeder Selbstkritik verweigern. Obschon in allen Punkten widerlegt, beharren sie auf ihren Positionen und Recherchen. Es wirkt angesichts der Faktenlage wie ein Hohn, dass

die von einer bekannten Journalistenjury ausgezeichneten *NZZ am Sonntag*-Autoren auch nach dem Diethelm-Urteil ihren Preis behalten dürfen. Recherchen der *Weltwoche* zeigen erstmals das Ausmass der Verfehlungen, an denen wider besseres Wissen festgehalten wird.

## Der ganz grosse Scoop

Es sollte die erste, ganz grosse Schlagzeile, der glorreiche Scoop des neugegründeten Sonntagsblatts aus dem Hause NZZ werden. Am 23. Juli 2006 stand die Story prominent im Wirtschaftsteil: «Pensionskassen verzichten auf Millionen. Die Fusion von Swissfirst und Bellevue erfolgte auf Kosten der Mitglieder der grossen Pensionskassen.»

So begann die monatelange Kampagne gegen die kleine Schweizer Privatbank Swissfirst und deren Gründer Thomas Matter. Das Sonntagsblatt wollte schwerwiegende Verfehlungen bei einer bereits Monate zuvor vollzogenen Fusion von Swissfirst und Bellevue-Bank erkannt haben. Die beiden Journalisten Daniel Hug, ausgebildeter Nationalökonom, und Charlotte Jacquemart, gelernte Primarlehrerin, lieferten Woche für Woche neue Details, Facetten, immer spitzfindigere Beanstandungen. Beim unbefangenen Beobachter, der irgendwann den Überblick verlor, musste der Eindruck entstehen, dass hier ein abgefemter Bankendeal auf Kosten der Pensionskassen stattgefunden hatte, bei dem die beteiligten Manager gewaltig abzockten.

Die Vorwürfe wogen schwer: Matters Swissfirst, hämmerte die *NZZ am Sonntag* ihren Lesern ein, habe die Vorsorgekassen um einen Millionenbetrag in zweistelliger Höhe erleichtert: «Die Verkäufer», schrieb die Zeitung ohne jedes Fragezeichen, «verzichteten auf 20 Mio. Fr.» Die Pensionskassenverwalter seien, so wurde gemutmasst, mit Bestechungen gefügig gemacht worden: «Die Tatsache, dass fünf Pensionskassen und zwei Versicherungen ihre Swissfirst-Aktien fast zeitgleich und unmittelbar vor der Fusion verkauften, wirft die Frage auf, ob womöglich noch andere Anreize eingesetzt wurden, um die Anlageverantwortlichen zu der Transaktion zu verleiten.» Belege für diesen happigen Verdacht wurden keine beigebracht. Das Blatt hielt Matter darüber hinaus Insidervergehen vor und stellte ihn als unseriös-erfolglosen Geschäftsmann dar, der in seiner Verzweiflung sogar nach Russland gereist sei, um Investoren anzuwerben. Das waren die zentralen Anschuldigungen, die

sich wie ein roter Faden durch die Berichterstattung zogen. Insgesamt veröffentlichte die einmal pro Woche erscheinende Zeitung über dreissig Artikel zur Fusion der beiden Kleinbanken.

Mit der geballten Autorität und Seriosität des Hauses NZZ im Rücken, entfesselte das Sonntagsblatt einen medialen Flächenbrand. Ein Verlagsbetrieb von geringerer Glaubwürdigkeit in der Wirtschaft hätte kaum diese Wirkung erzielen können. Schon bald sprang der *Blick* auf. Das Schweizer Fernsehen liess TV-Helikopter über den Villen der Pensionskassenmanager kreisen. Am Schluss schalteten sich die Justiz und die Politik ein (*Blick*: «Herr Staatsanwalt, jetzt müssen Sie ran!»). Der «Fall Swissfirst» avancierte zum Parlamentsthema der Herbstsession 2006, und sogar Bundesrat Hans-Rudolf Merz meldete sich vorverurteilend zu Wort, als er in mehreren Interviews ohne Abklärung und Fakten einen Zusammenhang herstellte zwischen dem «Fall Swissfirst» und einer geplanten Verschärfung der Insiderstrafnorm. Nach wenigen Monaten war der Druck auf die Bank so gross, dass immer mehr Kunden absprangen. Matter musste zurücktreten und das Institut zu einem Schleuderpreis verkauft werden. Dutzende von Arbeitsplätzen gingen verloren. Das Lebenswerk des Bankers war unrettbar kaputtgeschrieben worden.

#### «Charlotte» und der Schweizbulgare

Hauptquelle der NZZ-Recherchen war im Hintergrund der einstige Swissfirst-Aktionär Rumen Hranov, ein mit allen Wassern gewaschener Schweizbulgare, der aus dem Nichts kam und sich mit seinem aus unbekanntem Quellen sprudelnden Multimillionenvermö-



Liebevoll vermerkt: Journalistin Jacquemart.

gen in die besten Kreise einkaufte. Es gelang ihm, frühere Wirtschaftsgrössen wie beispielsweise den ehemaligen Finanzchef von Roche, Henri B. Meier, um sich zu scharen. Hranov war plötzlich an Partys und Anlässen in der Zürcher Reichenszene zu sehen. Dank einer Benefizspende brachte er es sogar zum gemeinsamen Frühstück mit dem damaligen Bundesrat Blocher. Auch Matter erlag den Sirenenklängen des investitionsfreudigen Balkaneuropäers und liess ihn bei seiner Swissfirst einsteigen, was er später schwer bedauern sollte. Dass der undurchsichtige Hranov der wichtigste Einflüsterer der Sonntags-NZZ war, lässt sich an seiner polizeilich beschlagnahmten Agenda ablesen. Sowohl Jacquemart wie Hug (mit Telefonnummer) werden mehrfach vermerkt. Zur Journalistin entwickelte Hranov mit der Zeit ein derartiges Zutrauen, dass er sie nur noch liebevoll mit ihrem Vornamen Charlotte notierte.

Zwischen Hranov und Matter kam es zum Krieg, als der Swissfirst-Gründer im Sommer 2006 mit seinem Kollegen Martin Bisang von der Bellevue-Bank eine Fusion einfädelt. Der Deal war komplex, aber er war in Ordnung, und er hätte eigentlich von erfahrenen Wirtschaftsjournalisten verstanden werden müssen. Worum ging es? Die Swissfirst und die Bank am Bellevue strebten einen *merger of equals* an, eine Fusion unter Gleichen. Man kam überein, dass die Swissfirst die Bellevue-Bank samt Asset Management kaufe, um im Gegenzug den Bellevue-Eignern 50 Prozent der Swissfirst-Aktien anzudienen. Wichtig: Da der Aktienkurs der Swissfirst seit Jahren schwächelte und die Bank einen Überschuss an Eigenkapital verzeichnete, entschieden sich die Bankenchefs Matter (Swissfirst) und Bisang (Bellevue) für eine möglichst geringe Erhöhung des Aktienkapitals. Die Gründe erscheinen nachvollziehbar: Erstens gab es zahlreiche Aktionäre, die ihre Titel wegen des schlechten Kurses seit langem loswerden wollten. Zweitens wäre durch eine Kapitalerhöhung der Kurs zum Schaden der Aktionäre weiter verwässert worden.

#### NZZ am Sonntag: nichts verstanden

Matters Swissfirst-Bank erhielt den Auftrag, innerhalb einer Arbeitswoche ein Paket von 25 Prozent der Aktien zu schnüren. Die kurze Beschaffungsfrist wurde festgelegt, um zu verhindern, dass Insiderinformationen nach aussen sickerten. Der Banker beschloss, die Aktien bei den Aktionären zu holen, die schon länger signalisiert hatten, dass sie ihre Titel unbedingt loswerden wollten, darunter einige Pensionskassen. Zu beachten war, dass aufgrund der Insider-Gesetzgebung keiner der verkaufswilligen Aktionäre über die Fusion informiert werden durfte. Hätte Matter den Verkäufern gesagt, dass die Aktien für eine Fusion benötigt würden, hätte er sie zu Insidern und damit

zu Kriminellen gemacht. Er teilte den Aktionären lediglich mit, was er im Rahmen des Gesetzes sagen durfte, und hoffte, sie würden verkaufen. Zu diesem Zweck hatte er ein von Juristen abgeseignetes Wording verwendet.

Genau dies machte ihm Hranov später in seiner Klage zum Vorwurf, den die NZZ am Sonntag blind übernahm: Matter habe die Investoren durch seine Verschwiegenheit getäuscht und «zwei Kategorien von Aktionären geschaffen», bemängelte die Zeitung. Die Diagnose ging an der Realität vorbei. Hätte Matter so gehandelt, wie von den Journalisten verlangt, hätte er die Insidernorm verletzt und sich strafbar gemacht. Die NZZ am Sonntag kritisierte Matter dafür, dass er keinen Gesetzesbruch beging.

Das Sonntagsblatt dichtete weiter: Weil die Pensionskassen im Vorfeld der Bankenfusion Teile ihrer Aktienbestände verkauft hätten, seien ihnen später die dank der Fusion erzielten Kursgewinne entgangen. Mit diesem Argument sollte die These belegt werden, dass die Pensionskassen auf Gewinne in zweistelliger Höhe verzichtet haben sollen. Es war dies der zentrale Schlag: Ohne das Argument der Pensionskassenschädigung hätte die Swissfirst-Fusion nie zum landesweiten Skandal aufgeblasen werden können. Erst der Verweis auf die angeblich geplünderten Vorsorgeguthaben rechtfertigte als Alibi die Kampagne.

Der Vorwurf wurde scheinbar durch geheime Kundentabellen untermauert, die unter Verletzung des Bankgeheimnisses im Sommer 2006 an die Öffentlichkeit gelangten. Zuerst die *Finanz und Wirtschaft*, dann die NZZ am Sonntag druckten die Kundenlisten, auf denen zu lesen war, welche Pensionskassen Teile ihrer Swissfirst-Aktien vor der Fusion verkauft



Über 30 Artikel: Ressortleiter Hug.

hatten. Die Daten waren den Journalisten höchstwahrscheinlich von Hranov oder dessen Mittelsmännern zugespielt worden. Auf den Transaktionsbelegen stand nichts Anrüchiges, aber die Nennung der beteiligten Institute reichte aus, um Spekulationen und Vorverurteilungen weiter anzuhetzen. Aus dem Zusammenhang gerissen, schienen die Listen den Skandal zu bestätigen, den es gar nicht gab. Die Wirkung war verheerend. Keine Bank überlebt, wenn ihre Kunden durch Zeitungsschlagzeilen geschleift werden.

### Aus der Luft gegriffen

Wurden Pensionskassen durch die Fusion geschädigt, wie die NZZ am Sonntag und ihre Abschreiber behaupteten? Entgingen den Vorsorgekassen zweistellige Millionengewinne, weil sie im Vorfeld der Bankenzusammenlegung Teile ihrer Aktienbestände verkauft hatten? Schon damals hätte man merken müssen, dass die Hauptvorwürfe aus der Luft gegriffen waren. Die späteren Kursgewinne kamen ja nur deshalb zustande, weil die Fusion erfolgreich abgewickelt wurde. Ohne Fusion keine Kurssteigerung. Ohne Kurssteigerung keine Gewinne. Hätten die Pensionskassen, wie von der NZZ am Sonntag angeregt, auf den Teilverkauf ihrer Titel verzichtet, wären sie bei schwächeren Kursen auf ihren Depots sitzengelieben und hätten viel Geld verloren. So aber profitierten sie zweifach. Erstens konnten sie ihre Aktien im Vorfeld der Bankenzusammenlegung zu einem leicht höheren Preis verkaufen. Zum andern realisierten sie nach der Transaktion kräftige Gewinne auf den Titeln, die sie behalten hatten. Selbst für den Fall, dass die Fusion ein Fehlschlag geworden wäre, hätten die Pensionskassen durch den Teilverkauf nicht nur einen bescheidenen Profit erzielt, sondern auch ihr Verlustrisiko reduziert. Es handelte sich um eine klassische Win-win-Situation. Der Swissfirst-Bellevue-Deal war keine *lusche* Sache, wie die Sonntags-NZZ insinuierte, sondern ganz einfach ein strategisch kluger Zug.

Warum ritt die Zeitung dennoch auf dem Vorwurf der Pensionskassenschädigung herum? Die Autoren konnten und vermutlich wollten sie es nicht verstehen. Bereits am 19. August 2006, also knapp einen Monat nach Beginn der Kampagne, hatte die Wirtschaftsredaktion des NZZ-Hauptblatts den Sachverhalt richtig dargestellt. Hätten Hug und Jacquemart den Beitrag aufmerksam gelesen, wäre ihnen aufgegangen, dass sie falsch lagen. NZZ-Wirtschaftsredaktor Werner Enz schrieb in seinem Kommentar: «Von entgangenen Gewinnen kann, bei Lichte betrachtet, indessen nicht die Rede sein. Denn hätten Hranov und die anderen Investoren keine Aktien an Matter verkauft, wäre die Transaktion nicht zustande gekommen, und es hätte dementsprechend auch keine Kurshausse einsetzen können. Hin-

# Pensionskassen verzichten auf Millionen

Die Fusion von Swissfirst und Bellevue erfolgte auf Kosten der Mitglieder von grossen Pensionskassen

Swissfirst bewegte unumkehrbar vor der Fusion fünf Pensionskassen und zwei Versicherungsunternehmen zum Verkauf von Swissfirst-Aktien. Die Verkäufer verzichteten auf eine Wertsteigerung von 20 Mio. Fr. Warum nahmen sie das in Kauf?

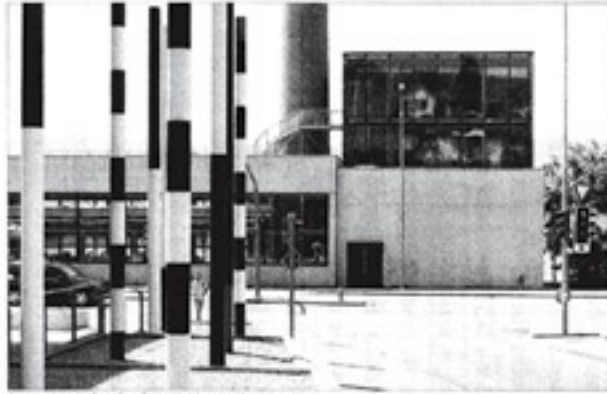
Daniel Hug, Charlotte Jacquemart

Die Allianz von Aktienkäufern überlagert sich hin- und her und streift umsonst über den Tisch. Der Kapitalmarkt ist im Juli 2006 ein heisses Eisen. Die Schweizer Aktien sind eine glänzende Zier- aber nur für diejenigen, die ihre Aktien nicht vor der Fusion verkaufen.

Die Swissfirst, unter der Leitung von langjähriger Thomas Matter, setzte alles daran, knapp zwei der eigenen Aktien auszuverkaufen. Diese war so weit der Plan durchzuführen, die Swissfirst mit der etwa gleich grossen Bellevue-Gruppe zu fusionieren, ohne dass eine Kapitalerhöhung nötig wäre. Die eine Hälfte würde bei Swissfirst-Aktionären bleiben, die andere Hälfte, die Matter vor der Fusion zurückkaufte, würde von der Bellevue-Gruppe übernommen.

Der Plan des Kapitalmarktes: Da keine Kapitalerhöhung erfolgt, hätte die Swissfirst-Aktie nach der Fusion gleichzeitig doppelter Ertragskraft – und damit auf einen doppelt so hohen Kurs. Das erklärt den Kursanstieg um fast 70% nach der Fusion. Die Swissfirst-Aktie war durch den Verkauf der Aktien zu einem leicht höheren Preis verkauft worden. Zum Verkauf bewegen

Die laufende Aufgabe der Aktien von einem Verkauf zu übertragen, obwohl eine stark wachsende Trans-



Der Hauptsitz der Swissfirst-Gruppe in Kloten. (Karin-Hof)

versicherung verkauft. Ohne die Ankerkraft der Aktien konnte die Swissfirst nicht vorwärts, trotz der Swissfirst war. In diesem Zusammenhang die junge Investmentbank auch die Pensionskassen U. Sowohl von der ersten Gruppe, die 8 und 9 September, verkaufen fünf grosse Pensionskassen und zwei Versicherungen" grosse Kundin, von Swissfirst Aktien aus deren Investitionsentscheidungen verkaufen sie 20%, aller Swissfirst-Aktien, wie die NZZ am Sonntag am verlässlichen Quelle wie auch Tabelle). Damit bekommen die fünf Swissfirst-Bellevue-

gen in den verbleibenden Aktien richtig aussieht. Unschön hat selbst die Pensionskassen A auf knapp 10 Mio. Fr. verzichtet. Das ist erstaunlich, zumal die Kurse A' überlagert eine Unterdeckung aufweist und keine Schwachleistungsversicherung besitzt. Jedes der fünf neuen Mitglieder der Pensionskassen A', die die Vorzugskapital über Jahre hinweg der Swissfirst zur Verfügung stellten, verzichtete auf einen Gewinn von über 10 Fr. Der Wert von einem Aktienpaket aber erreichte sich bis Ende September 2006 um rund 10 Mio. Fr.

### Kaum zurecht

Die Tatsache, dass fünf Pensionskassen und zwei Versicherungen ihre Aktien Aktien für weniger als den Marktwert gegen die Fusion verkaufen, wirkt die Frage auf, ob wirklich auch andere Aktien eingestiegen werden, um die Kapitalerhöhung zu finanzieren.

N.W., Leiter Pensionskassen A, bedauert heute, die Aktienpakete am 19. Juni verkauft zu haben. «Es war etwas fragwürdig, dass wir beim Verkauf von der Fusion zurück und der überfalligen Kurssteigerung teilhaben. Wenn wir gewusst hätten, dass die Fusion erfolgt, hätten wir unser Paket vermutlich später verkauft. Realistische Schritte hätte ich vorab nicht für nötig. Wir behalten uns aber vor, je nach Ausgang der Fusion, die Aktien noch entsprechende Schritte zu unternehmen, so N.W.»

Der Leiter der Pensionskassen A' wundert sich, dass die sieben Kurserhöhungen noch entsprechende Schritte zu unternehmen, so N.W. «Das hätte ich nicht erwartet, wenn ich die Aktien vor der Fusion hätte verkaufen können. Die Aktien der Pensionskassen A' und D' waren etwa 100% im Wertanstieg. Die Zürcher Versicherungsbranche D' der

### Irrige Vorwürfe: NZZ am Sonntag-Artikel vom 23. Juli 2006.

zu kommt, dass die bezahlten Einstandspreise unbekannt sind. Ein grosser Teil der Akteure, die Titel abgegeben haben, dürfte selbst auf dem damals tieferen Kursniveau Gewinne realisiert haben.» Genau so war es.

Wenn der Deal betriebswirtschaftlich Sinn machte, konnte auch der zweite, noch gravierendere Hauptvorwurf der NZZ am Sonntag nicht stimmen. Hug und Jacquemart hatten angedeutet, die Pensionskassenverwalter seien durch «andere Anreize» als rein marktwirtschaftliche dazu motiviert, also bestochen worden, Teile ihrer Swissfirst-Pakete zu verkaufen. Der ungeheuerliche Vorwurf wurde ohne jeden Beleg in den Raum gestellt, und wie so oft, wenn eine unschuldige Person von den Medien angeprangert wird, werden Grundsätze des Rechtsstaats ausser Kraft gesetzt, ja auf den Kopf gestellt. Normalerweise muss einem Angeklagten die Schuld bewiesen werden. Im Fall Swissfirst hatte der Beschuldigte von Beginn weg seine Unschuld zu beweisen. Zudem hätten die Journalisten wissen müssen: Es gab keine «anderen Anreize», weil es sie nicht brauchte. Der Swissfirst-Bellevue-Deal war vernünftig. Niemand musste geschmiert werden. Zu diesem Befund kamen später auch alle Untersuchungen.

Wie befangen die NZZ am Sonntag gegen Matter recherchierte und wie sehr sie sich von Kläger Hranov benutzen liess, zeigt der peinlichste Fehler ihrer Berichterstattung. Im August 2006 schrieb Charlotte Jacquemart, Matter habe sich im Herbst 2004 aus geschäftlicher Not heraus auf verzweifelte Investoren nach Russland begeben müssen. Es sei ein Treffen geplant gewesen mit dem Präsidenten des russischen Unternehmerverbandes, Arkadi Wolski, doch die Russen hätten

das Treffen kurzfristig wieder abgesagt. Die Geschichte klingt abenteuerlich, aber sie ist falsch. Nicht Matter, sondern Matters damaliger Aktionär und NZZ am Sonntag-Informant Rumen Hranov war ohne Wissen der Bank nach Russland gereist. Mit gefälschten Dokumenten gab er sich als Swissfirst-Generaldirektor aus, um Geschäfte in eigener Sache zu unternehmen, was zu seinem Ausscheiden aus dem Verwaltungsrat einer Swissfirst-Tochtergesellschaft führte. NZZ am Sonntag-Journalistin Jacquemart – «Charlotte» – liess sich von ihrem inoffiziellen Mitarbeiter Hranov treuherrlich an der Nase herumführen, weil die Episode so schön gegen Matter verwendet werden konnte.

### Informant Hranov wird verurteilt

Etappenweise kam die Wahrheit ans Licht. Die Pensionskassen stellten schon Ende 2006 in internen Untersuchungen fest, dass es keine Schädigung gegeben hatte. Die von Hranov lancierte Strafanzeige gegen Matter wurde am 3. Juni 2008 in allen Punkten fallengelassen. Die von der Presse aufgeschreckte Zürcher Staatsanwaltschaft stellte das Ermittlungsverfahren ein und schrieb in ihrer Verfügung: «Der Vollständigkeit halber sei festgehalten, dass sich der in den Medien kolportierte Verdacht auf Bestechung der involvierten Versicherungs- und Pensionskassenmanager ebenfalls nicht verdichtete. Es waren seitens Thomas Matter keine Leistungen feststellbar, welche als Indiz dafür hätten dienen können, dass der Verkauf der Titel durch die involvierten Institutionen nicht uneigennützig erfolgt wäre.» Die NZZ am Sonntag-Anschuldigungen lösten sich in Luft auf. Während Matter in allen Punkten entlastet wurde, sah



«Unfair»: Chefredaktor Felix E. Müller.

sich hingegen der Hauptinformant der Sonntags-NZZ, Hranov, vom Strafericht Zug im Juli 2008 rechtskräftig verurteilt wegen versuchter Verleitung zur Bankgeheimnisverletzung. Ebenfalls verurteilt wurde ein ehemaliger Swissfirst-Angestellter, der die Transaktionstabellen mutmasslich an Hranov weitergeleitet hatte. Inzwischen beschäftigte sich auch die Eidgenössische Bankenaufsicht (EBK), heute Finma, mit dem Fall. Auch sie konnte keinen der von der *NZZ am Sonntag* erhobenen Vorwürfe bestätigen. Weder sah sie geschädigte Pensionskassen, noch fand sie Belege für Bestechung. Den von der Sonntags-NZZ lancierten Verdacht, es sei zu Insiderdelikten gekommen, verneinte die EBK deutlich.

Die Behörde bemängelte allerdings Details der Transaktionsabwicklung und sprach eine Rüge gegen die Swissfirst/Bellevue-Verantwortlichen aus. Dass es sich nicht um ein sonderlich hartes Verdikt handelte, lässt sich am Umstand ablesen, dass der gerügte Bellevue-Chef Martin Bisang bis heute operativer Chef seiner Bank geblieben ist. Matter selber wurde nicht gerügt, weil er bereits zurückgetreten war, als die EBK-Verfügung herauskam. Die *NZZ am Sonntag* erklärte die EBK-Bearbeitungen postwendend und wider besseres Wissen zum Beweis für die Richtigkeit der eigenen Recherchen. Die von der EBK-Verfügung kritisierten Details der Transaktionsabwicklung hatten in der Berichterstattung des Sonntagsblatts gar keine Rolle gespielt.

### Journalistenpreis für Falsch-Recherchen

Obschon sich längst herausgestellt hatte, dass die Hauptvorwürfe der *NZZ am Sonntag* gegen Matter falsch waren und es weder eine Pensionskassenschädigung noch Bestechung ge-

geben hatte, wurden die beiden Autoren der *NZZ am Sonntag*-Kampagne, Daniel Hug und Charlotte Jacquemart, im Frühling 2007 mit dem renommierten Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Jury-Präsident Fredy Gsteiger sprach von einem «einmaligen Scoop» und «wohltuend nüchtern» formulierten Beiträgen. Mit leisen Selbstzweifeln räumte der Vorsitzende zwar ein, dass es «durchaus» nicht um «Straftatbestände» gegangen sei. Doch die Berichterstattung habe «exemplarisch gezeigt», dass dort, «wo sehr schnell grosse Gewinne» winken, «gemauschelt» werde. Die Serie sei «ein wichtiges Stück Journalismus».

Schon früher hatte es Fehlbeurteilungen beim Zürcher Journalistenpreis gegeben. Aber noch nie wurde ein Preis trotz erwiesenen gravierenden Recherche Fehlern vergeben. Die wirtschaftsfeindliche Stossrichtung der Artikel zählte für Gsteiger mehr als ihre Korrektheit.

### Hausjurist Born: Zu viele Hüte

Matter verlor wegen der falschen Anschuldigungen seine Bank. *NZZ am Sonntag*-Redaktor Daniel Hug wurde zum Wirtschaftschef seiner Zeitung befördert. Anders als in den USA oder Grossbritannien, wo Journalistenpreise bei klaren Fehlleistungen wieder eingezogen werden, können sich die Schweizer Kollegen offenbar der unverbrüchlichen Solidarität ihrer Zunftgenossen sicher sein. Im vorliegenden Fall kamen handfeste Interessenkonflikte dazu: Christoph Born, Hausanwalt der *NZZ am Sonntag*, vertrat das Blatt in allen Verfahren gegen Thomas Matter. Gleichzeitig ist er Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis, welche die *NZZ am Sonntag*-Journalisten auszeichnete. Born trat nach eigenem Bekunden bei der Jurierung in den Ausstand, aber die Verquickungen bleiben unseriös. Eine Rücknahme des Preises hätte die juristische Position des Sonntags-NZZ-Anwalts in der Auseinandersetzung mit Thomas Matter sicherlich geschwächt. Die Jury-Kollegen lieferten ihrem Stiftungspräsidenten Flankenschutz.

Der von den Rechtsanwälten Daniel Glasl und Peter Bratschi vertretene Matter arbeitete derweil intensiv an seiner Rehabilitierung. Die Verlagshäuser Ringier und NZZ verklagte er wegen Persönlichkeitsverletzung auf Schadenersatz. Nach eigenen Angaben ging es Matter weniger ums Geld als um eine öffentliche Entschuldigung. Im Herbst 2007 veröffentlichte er eine minuziös recherchierte Darstellung der Vorgänge aus persönlicher Sicht. Das Buch trug den Titel «Swissfirst. Die verlorene Ehre einer Schweizer Bank» und trug überzeugend vor, warum die Medienkampagne gegen die Bank sachlicher Grundlagen entbehrte. Matters wichtigster Etappensieg waren zwei grossflächige Entschuldigungen in *Blick* und *Sonntagsblick* am 23. und 24. September 2007. Zäher verlief die Einigung mit der

Zeitung, die den ganzen Fall ins Rollen gebracht hatte. Erst nach monatelangem erbitertem Ringen schloss die *NZZ am Sonntag* im Beisein eines Richters einen Vergleich und entschuldigte sich bei Matter. Bereits kurz davor war das Blatt in einem andern prominenten Fall, es ging um den Chirurgen Marko Turina, wegen falscher Anschuldigungen zur Rechenschaft gezogen worden.

### Die Tricks von Chefredaktor Müller

Im Vergleichsverfahren standen die vier Hauptvorwürfe der *NZZ am Sonntag* zur Diskussion: Pensionskassenschädigung, Bestechung, Insider und Sonstiges, unter anderem die rufschädigende Russland-Episode, wonach Matter auf Investorensuche verzweifelt in den Osten gereist sei. Die Richter kamen zu einem klaren Verdikt: Sie werteten die ersten beiden Vorwürfe als falsch und als Persönlichkeitsverletzung, im Fall der Bestechung sogar als schwer Persönlichkeitsverletzung. Der Insider-Vorwurf wurde zwar als sachlich falsch beurteilt, aber nicht als Persönlichkeitsverletzung. Auf den letzten, weniger bedeutenden Komplex kamen die Parteien aus Zeitmangel nicht mehr zu sprechen. Der Vergleich sah vor, dass Matter auf alle finanziellen Forderungen verzichte, wenn die *NZZ am Sonntag* den Entschuldigungstext in der vereinbarten Form publiziere. Über die Höhe von Matters finanziellen Forderungen wurde ausdrücklich Stillschweigen vereinbart.

Die Entschuldigung wurde abmachungsgemäss am 8. März 2009 gedruckt. Allerdings erwies sich die Sonntags-NZZ als ausgesprochen schlechte Verliererin. In einem auf Seite 2 formulierten Editorial, das nicht abgesprochen war, bemühte sich Chefredaktor Felix E. Müller, die Tragweite der im Wirtschaftsteil veröffentlichten Entschuldigung herunterzuspielen. Die *NZZ am Sonntag* habe sich lediglich für zwei von «über einem Dutzend Aussagen» entschuldigen müssen. Die Leser sollten den falschen Eindruck erhalten, dass es sich um Bagatellen handle. Ausserdem nannte Müller abmachungswidrig die Höhe von Matters finanziellen Forderungen, um den Vergleich in einem für seine Zeitung vorteilhaften Licht erscheinen zu lassen. Wider besseres Wissen bezog sich der Chefredaktor auf die EBK-Verfügung vom Dezember 2006, die, wie erwähnt, Details der Transaktion beanstandete, die in der Berichterstattung gar keine Rolle gespielt hatten.

Müllers Verwedelungen gingen an den Fakten vorbei. Die Richter hatten nicht «zwei unter Dutzenden» von Vorwürfen als falsch und krass Persönlichkeitsverletzung beurteilt, sondern die beiden Hauptvorwürfe: Pensionskassenschädigung und Bestechung. Diese beiden Behauptungen waren von der *NZZ am Sonntag* in ungezählten Textpassagen wiederholt worden, und erst diese Vorwürfe gaben letztlich den

Ausschlag für die landesweite Medienkampagne. Dass Müller den Vergleich mit seinem Editorial torpedierte, war unfair und versties gegen die Einigung. Matter protestierte denn auch in einem Brief an den NZZ-Verwaltungsrat gegen die «schlaumeierische Art», mit der sich Müller über die Einigung hinweggesetzt habe: «Mein im September 2007 publiziertes Buch trägt den Untertitel: Die verlorene Ehre einer Schweizer Bank. Doch ist es im Grunde nicht das Haus NZZ, das drauf und dran ist, seine Ehre zu verlieren, indem es dieses unfaire journalistische Verhalten duldet?»

### Finanzmarktaufsicht krebst zurück

Im April 2009 forderte die überparteiliche «Aktion Medienfreiheit» um SVP-Nationalrätin Natalie Rickli und FDP-Nationalrat Filippo Leutenegger die Aberkennung des Zürcher Journalistenpreises von Daniel Hug und Charlotte Jacquemart. Sie bissen auf Granit. Die beiden Journalisten und ihr Chefredaktor klammerten sich an die EBK-Verfügung. Müller belächelte das Medien-Komitee als «Frontorganisation der SVP».

Mittlerweile allerdings wankt auch diese letzte, fragwürdige Verteidigungslinie des Sonntagsblatts. Leitende Mitarbeiter der aus der EBK hervorgegangenen Aufsichtsbehörde Finma haben in einer kürzlich veröffentlichten Studie selbstkritische Töne zum Fall Swissfirst angeschlagen. Sie werfen unterschwellig die Frage auf, ob sich die EBK, heute Finma, unter dem Druck der Medien allenfalls zu einem Fehlurteil gegen die Bankenfusion verleiten liess. In ihrer Fachpublikation «Finanzmarktenforcement» schreiben die Autoren Urs Zulauf, David Wyss und Daniel Roth, dass «eine Medienkampagne (von zweifelhafter Fairness) grosses Aufsehen» bewirkte: «Nicht nur die Betroffenen, sondern auch die EBK geriet unter starken Mediendruck. [...]

Die Ausführungen des Hauptbetroffenen Matter zur Medienhetze sind lesenswert. Die ganze Geschichte ist kein Ruhmesblatt für die Schweizer Medien und zeigt, wie wichtig es für alle Behörden ist, sich nicht von einer Hysterie in den Medien anstecken zu lassen, sondern im Raum stehende Vorwürfe in Ruhe abzuklären.»

Obschon die EBK/Finma-Autoren ihre persönliche Meinung äussern, kann aus der Passage abgelesen werden, dass die Aufsichtsbehörde heute wohl anders entschieden hätte. Auch die Hauptvorwürfe der *NZZ am Sonntag* gegen Matter weisen die EBK-Autoren indirekt zurück: «Die EBK schloss ihr Verfahren mit der Verfügung vom 20. Dezember 2006 ab. Darin verneinte sie aufsichtsrechtlich relevante Verstösse gegen Vorschriften über Insidergeschäfte und auch Kursschnitte, rügte aber drei Aspekte der Abwicklung der Transaktion.» *NZZ am Sonntag*-Chef Müller betont noch heute, die EBK habe im Fall Swissfirst



«Einmaliger Scoop»: Jury-Präsident Gsteiger.

schwere Zuwiderhandlungen gegen «börsengesetzliche Verhaltenspflichten» erkannt. Die EBK/Finma-Autoren halten im Gegenteil fest, dass es im Fall Swissfirst zu medialen Vorverurteilungen kam, die das EBK-Verdikt beeinträchtigt haben könnten.

Die Journalistenjury bleibt trotzdem bei ihrer Preisvergabe. «Wir haben einstimmig beschlossen, den beiden Autoren Jacquemart und Hug den Preis nicht abzuerkennen», erklärte Jury-Präsident Fredy Gsteiger. Man habe die Gesamtleistung der Recherchen ausgezeichnet, welche auf «gewisse Missstände» aufmerksam gemacht haben. Daran habe sich inzwischen nichts geändert. Gsteigers erstaunliches Fazit: «Es ist nach wie vor nicht erwiesen, wer recht hat in dieser Angelegenheit.»

Mit dieser Aussage bekräftigte der Jurypräsident das krause Rechtsverständnis, das im Fall Matter/Swissfirst journalistisch wirkte. Für Fredy Gsteiger muss offensichtlich nicht die *NZZ am Sonntag* ihre Anschuldigungen beweisen, sondern der Angeschuldigte Matter seine Unschuld. Im Übrigen liegt der Jurypräsident auch in der Sache falsch. Längst ist erwiesen, wer recht hat: Matter siegte vor allen Instanzen. Seine Gegenspieler Hranov und Diethelm wurden verurteilt oder unterlagen vor Gericht. Gsteigers Jury verdreht die Fakten, um an ihrer Preisvergabe festzuhalten.

### Müllers Swissfirst-Trauma

Warum verbiss sich die *NZZ am Sonntag* so blind in den Fall? Weshalb schummelte sich Chefredaktor Müller an einer klaren Entschuldigung vorbei? Wie kam es überhaupt zu einer Artikelserie über eine an sich unbedeutende Bank, die von ihrer Grösse her die Aufmerksamkeit gar nicht rechtfertigte?

Die Antworten müssen Spekulationen bleiben, aber Anhaltspunkte sind vorhanden. Erstens: Matter geriet früh ins Medienschussfeld, als er Anfang 2002 mit seiner Bank geholfen hatte, den Jean-Frey-Verlag, zu dem auch die *Weltwoche* gehörte, an eine Gruppe privater Investoren zu verkaufen. Ursprünglich hätte der *Weltwoche*-Verlag an das links stehende Haus Ringier gehen sollen, was Matter im Auftrag bürgerlicher Investoren verhinderte. Das machte ihn unter Journalisten zur umstrittenen Figur. Zweitens: Matter machte nie ein Hehl aus seinen Sympathien für den früheren Justizminister Christoph Blocher. Damit stand er quer zur redaktionellen Linie der *Sonntags-NZZ*, die Blocher und alles, was mit ihm zusammenhing, stets vehement bekämpfte.

Drittens: Der Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, Felix E. Müller, hat eine Art Swissfirst-Trauma. Bereits in seiner zweiten Ausgabe am 24. März 2002 beschäftigte sich das Blatt intensiv mit der Kleinbank. Es ging um die geschilderte Übernahme des Jean-Frey-Verlags. Die Zeitung glaubte aufdecken zu können, hinter dem Verlagskauf steckten rechtsbürgerliche Basler Zirkel. Der prominent aufgemachte Bericht musste tags darauf jedoch vom Hauptblatt der *NZZ* korrigiert werden. Die Autorin verliess die *NZZ am Sonntag* noch im selben Jahr. Es darf vermutet werden, dass Müllers spätere Hartnäckigkeit in der Verfolgung von Matters Swissfirst auch damit zu tun hatte, dass er die publizistischen Fehlleistungen von 2002 vergessen machen wollte.

### Wenn die Sicherungen durchbrennen

Dass der *NZZ am Sonntag* beim Reizthema Matter/Swissfirst noch immer die Sicherungen durchbrennen, zeigt die abschliessende Episode. Anfang 2009 lud die Schweizer Uhrenfirma Hanhart anlässlich ihrer neuen Kollektion neben zahlreichen anderen Medien auch die *NZZ am Sonntag* zu einer Pressekonferenz ein. Statt des angeschriebenen Spezialisten Peter Keller meldete sich Wirtschaftschef und Swissfirst-Kritiker Daniel Hug persönlich.

Er wollte wissen, ob es stimme, dass der frühere Swissfirst-Chef Matter im VR der Uhrenfirma sitze oder Aktionär sei. Als Hanhart bejahte, Matter sei Aktionär, sagte Hug, die *NZZ am Sonntag* werde in diesem Fall auf jede Berichterstattung verzichten. Man wolle keine PR machen für ein Unternehmen, an dem Matter beteiligt sei. Die Uhrenfabrikanten aus Diessenhofen hätten nicht gedacht, dass der preisgekrönte Ressortleiter eines angesehenen Schweizer Zeitungshauses seine Vendetta gegen den von ihm erwiesenermassen zu Unrecht angeprangerten Ex-Bankier in einer Art Sippenhaft auf andere Betriebe ausdehnen würde.

**Anmerkung:** Die im Artikel erwähnten Journalisten Charlotte Jacquemart, Daniel Hug, Felix E. Müller und Fredy Gsteiger wollten trotz ausdrücklicher Anfrage keine Stellung nehmen.

# Sonst sterben wir aus

Der Staat muss die Kinderbetreuung noch stärker subventionieren. Das gibt mehr Kinder – und mehr Wohlstand für alle.

Von Irène Dietschi



Mehr Service public, weniger «Problemkinder»: Kinderkrippe.

Es ist erstaunlich, mit welcher Halsstarrigkeit die politische Rechte moderne Familien und familienfreundliche Politik attackiert. Ergänzende Betreuungsangebote werden verunglimpft, berufstätige Mütter sind grundsätzlich suspekt, die «Selbstverantwortung» wird zum familialen Glaubensbekenntnis hochstilisiert. «Ein liberaler Staat muss sich am Prinzip der Eigenverantwortung orientieren», notierte *Weltwoche*-Chef Roger Köppel kürzlich. Das Problem sei «die zunehmende Einmischung des Staates in Familien», schreibt er mir in einem Mail, «Krippen werden subventioniert, jetzt sollen auch noch bestimmte Familienmodelle einseitig begünstigt werden». Das sei unliberal und unter Kosten- bzw. Umverteilungsaspekten fragwürdig.

Doch die familienpolitischen Weichen, die gegenwärtig gestellt werden, sind nichts anderes als der Vollzug des vor über zwanzig Jahren in Kraft getretenen neuen Eherechts. Nach diesem Gesetz sorgen Mann und Frau gemeinsam, «ein jeder nach seinen Kräften, für den gebührenden Unterhalt der Familie». So steht es in Artikel 163 des Zivilgesetzbuchs. Der Mann ist von seiner herkulischen Aufgabe als Alleinernährer gesetzlich entbunden, heute trägt ein Paar die finanzielle Last gemeinsam.

In diesem Kontext ist es selbstverständlich, dass der Staat Rahmenbedingungen schafft, die dieses partnerschaftliche Wirken ermöglichen

– sei dies in Form von Tagesstrukturen, Mittagstischen oder Kinderkrippen. Man kann dies Familienpolitik nennen – Service public wäre eine ebenso angemessene Bezeichnung. Es wäre nicht einzusehen, weshalb sich der Staat um gute Schulen, ein leistungsfähiges Verkehrsnetz oder die Altersversorgung kümmert, aber ausgerechnet die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft, nämlich die Kinder, aussen vor lassen sollte. Hier befindet sich die Schweiz mit den familienpolitischen Schritten der letzten Jahre – Mutterschaftsversicherung, einheitliche Kinderzulagen, Anstossfinanzierung des Bundes für Kinderkrippen usw. – auf einem guten Weg.

## Tiefe Geburtenziffer in der Schweiz

Nicht jeder freut sich über diese Entwicklung. Roger Köppel stösst sich daran, dass ausserfamiliäre Betreuungskosten künftig von den Steuern abgezogen werden können. In seinem Editorial Nr. 22 schreibt er: «In der Summe wird die Doppelverdienerfamilie gleich doppelt privilegiert. Erstens: Durch steuerliche Vergünstigungen soll sie dazu gebracht werden, ihre Kinder in Krippen unterzubringen, die, zweitens, in der Regel staatlich subventioniert werden.» Welche Verdrehung! Es ist nicht die Doppelverdienerfamilie, die vom Staat profitiert, sondern umgekehrt: Der Staat profitiert, indem diese Familie ein doppeltes Einkommen versteuert.

Und mit diesen Einnahmen werden ja nicht nur Kinderkrippen unterstützt, sondern viele andere Dienstleistungen der öffentlichen Hand. Das bedeutet mehr Wohlstand für alle, auch für traditionelle Familien.

Halten wir fest: Kinderkrippen sind teuer – zwangsläufig, um einen gewissen Qualitätsstandard zu garantieren –, und den Löwenanteil der Kosten tragen nach wie vor die Eltern. Wohl ist in den letzten Jahren die Bereitschaft der öffentlichen Hand gestiegen, sich an der familienergänzenden Kinderbetreuung zu beteiligen, sei es über die Anstossfinanzierung des Bundes, über kantonale Subventionen oder Mitfinanzierungsmodelle in Städten und Gemeinden. Dabei sind die regionalen Unterschiede gross. Städte wie Zürich, Basel oder Bern unterstützen Kindertagesstätten grosszügig, indem sie rund die Hälfte aller Krippenplätze subventionieren. In ländlichen Gebieten hingegen fällt das Engagement moderater aus. Die meisten kleinen Gemeinden leisten gar nichts, und noch lange nicht jede Krippe wird subventioniert. Aber überall gilt: Gutverdienende Eltern profitieren nicht von öffentlichen Geldern, sondern werden mit den Vollkosten zur Kasse gebeten. Ein Krippenplatz kostet je nach Region zwischen 20 000 und 25 000 Franken jährlich.

Subventionen sollen einkommensschwachen Eltern oder Alleinerziehenden einen sozialverträglichen Tarif ermöglichen, damit diese nicht in die Fürsorge abrutschen. Für manche Familien in prekären Verhältnissen sind selbst die Sozialtarife noch zu teuer. Die Folge: Noch immer gibt es zu viele Kinder in der Schweiz, die gar nicht betreut werden, die sich irgendwie selbst versorgen müssen oder auf der Strasse herumhängen. Das darf nicht sein! Wie schnell entwickeln sich solche Vernachlässigungen zu persönlichen Tragödien, die in der Sucht, in psychiatrischen Kliniken oder in gescheiterten Berufslaufbahnen enden. Ökonomisch betrachtet, belasten solche «Problemkinder» den Staat um ein Vielfaches dessen, was er in Krippen investiert.

Fazit: Der Staat tut gut daran, die familienergänzende Kinderbetreuung weiter auszubauen. Oder sollen sich nur noch die Wohlhabenden fortpflanzen dürfen, wie die *Weltwoche* insinuiert? Dann sterben wir aus! Wie es anders geht, zeigt ein Blick über die Grenzen: Je mehr ein Land in die Kinderbetreuung investiert, desto höher ist die Geburtenziffer. In Schweden beträgt sie 1,77 Kinder pro Frau, in Norwegen 1,84, in Frankreich fast 1,94. In der Schweiz liegt sie lediglich bei 1,46, aber auch hierzulande kommen wieder mehr Babys zur Welt – in modernen, partnerschaftlichen Familien.

**Irène Dietschi**, 45, ist Journalistin, verheiratet und Mutter dreier schulpflichtiger Kinder. In ihrem Wohnort Hägendorf SO hat sie mitgeholfen, eine Kinderkrippe aufzubauen, die heute Lehrlinge ausbildet.

# Verkanntes Feuerwerk

Es ist die überraschendste literarische Neuerscheinung der Saison: ein Roman von Alexandre Dumas, dem vor 150 Jahren lebenden Bestsellerautor. «Der Graf von Sainte-Hermine», entdeckt im Nachlass, ist ein grossartiges Werk über die Zeit nach der Französischen Revolution. *Von Wolfram Knorr*

Was für ein Ereignis! Was für ein Ball! Im gleisenden Kerzenlicht funkelnder Lüster raschelt der Seidenkrepp, glitzern die Diamantspangen, wippen die verwegen geschwungenen Hüte mit den hauchdünnen Seidenschleifen und duften die riesigen Bouquets aus Narzissen und Veilchen zwischen erlesenem Mobiliar, teuren Gobelins und hauchdünnem Porzellan. Ein bukolisches Defilee der Reichen und Schönen, der Mächtigen und Smarten. In ihrer Mitte der fescche Jüngling Hector de Sainte-Hermine, von den sich fächelnden und kichernden Mademoiselles besonders begehrt. Denn Hector ist anmutig, charmant, gebildet, flamboyant. Das entgeht auch jenem Herrn nicht, zu dessen Ehren das rauschende Fest stattfindet: Napoleon Bonaparte. Und so kommt es zu einer Begegnung zwischen Historie und Fiktion.

Denn Hector de Sainte-Hermine ist der typische Heros aus dem prachtvollen Mantel-und-Degen-Kosmos des kolossalsten französischen Schriftstellers des 19. Jahrhunderts: Alexandre Dumas père (1802–1870). Aus der Feder des Erzähl-Maniacs, der es auf über sechshundert Werke brachte und dessen Romane noch heute verzaubern, stammen die unsterblichen Draufgänger «Die drei Musketiere» und «Der Graf von Monte Christo». So populär Dumas auch war und noch ist, die Anspruchskritik nahm den Maestro saftiger Abenteuer-Kapriolen nur

säuerlich zur Kenntnis. Damit ist nun Schluss. Zweihundert Jahre nach Dumas' Geburt wurde ihm jene Ehre zuteil, die ihm gebührt: Im Jahr 2002 wurden seine Gebeine aus dem Geburtsort Villers-Cotterêts feierlich in den nationalen Tempel der Republik, das Pariser Panthéon, überführt. In der Krypta liegt er nun neben seinem langjährigen Freund Victor Hugo.

## Indiana Jones der Literatur

Claude Schopp, Dumas-Forscher und unermüdlicher Verfechter des lange Verkannten, trug während der Dumas-Rehabilitation Einzelteile eines voluminösen Romans zusammen, von dem er immer überzeugt war, dass er existieren müsse: ein Opus über die Zeit Napoleons. Denn Dumas verstand seine literarische Produktion als dramatische Darstellung der Geschichte Frankreichs, die er, so Schopp, in «drei Epochen» aufgeteilt habe, von der Lehensherrschaft über das Feudalwesen bis zur Zeit des Privatbesitzes. So schilderten «Die drei Musketiere» den Untergang des Feudalwesens und «Der Graf von Monte Christo» die Bildung der Neuzeit mit dem bürgerlichen Neureichen als zentraler Figur. Jeder Held verkörpere eine bestimmte soziale Klasse der damaligen Zeit. Vor diesem Hintergrund hatte sich Schopp gewundert, warum es keinen Dumas-Roman über Napoleon gebe. Der Romancier fühlte

sich nicht nur «zeitlebens» von Napoleons «Gewicht erdrückt», sondern war auch noch der Filius eines Generals, der Napoleons Ägypten-Feldzug begleitete. Einen solchen Stoff, so Schopp, hätte Dumas sich niemals entgehen lassen.

So machte sich der Indiana Jones der Literatur auf die Suche, durch Archive von Paris bis Prag. Alle Dumas-Romane wurden immer zuerst in Fortsetzungen publiziert. In diesem Fall gab es allerdings keine spätere Buchausgabe, was die Manuskriptsuche erschwerte. In den neunziger Jahren machte Schopp erste «Ausgrabungen», und im Jahr 2005 konnte er den letzten Dumas-Roman von über tausend Seiten endlich publizieren, der nun auch in deutscher Übersetzung vorliegt. Und siehe da, das verschollene Spätwerk «Der Graf von Sainte-Hermine», von Dumas zwischen Gebrechen und Geldnot in wilder Hatz geschrieben und 1869 im Magazin *Moniteur universel* zeitweise täglich (!) publiziert, zeigt Dumas auf der Höhe seiner Erzähllust. Dabei arbeitete er gleichzeitig noch an seinem «Grossen Wörterbuch der Kochkunst», das postum 1871 erschien!

Das erzählerische Feuerwerk, die Handlung spielt zwischen Februar 1801 und April 1809 und schliesst zahlreiche Rückblenden in die Zeit der Französischen Revolution (1789 bis 1794/99) mit ein, ist um den jungen Hector



Unsterbliche Draufgänger: Heflin, Kelly, Young, Coote in «Die drei Musketiere», 1948.



Erzähl-Maniac: Alexandre Dumas père.



Sainte-Hermine angelegt, halb Musketier Charles d'Artagnan, halb Edmond Dantès alias Graf von Monte Christo. Als Sprössling einer royalistischen Familie gerät er in Opposition zum Ersten Konsul Napoleon, wird verhaftet und soll auf Bonapartes Befehl fusiliert werden. Doch ausgerechnet Polizeiminister Fouché hält schützend die Hand über den jugendlichen Draufgänger, schiebt ihn für drei Jahre in den Kerker ab und empfiehlt ihm danach die Laufbahn als Seemann, allerdings nicht in der regulären Marine, sondern als Korsar.

Hector legt seinen Titel ab und nennt sich schlicht René, im Gegensatz zu Edmond Dantès, der sich zum Grafen von Monte Christo kürte. René eilt von verwegenen Kapereien auf hoher See zu exotischen Abenteuern in der Karibik, Indien und anderen Ländern, kehrt nach Frankreich zurück und nimmt als Offizier an der Schlacht von Trafalgar teil. Als exzellenter Scharfschütze holt er den britischen Admiral Nelson von den Planken. Auch wenn die Franzosen die Seeschlacht bekanntlich verloren, diesen Triumph wollte Dumas seinen Landsleuten gönnen. Eine Heldentat, die René wieder in Kontakt mit Napoleon bringt.

#### «Dann muss es bodenlos sein!»

Wie grossartig Dumas sein Handwerk verstand, zeigt sein furioser Romaneinstieg. Er beginnt im Schlafgemach von Joséphine, Bonapartes Gattin, die sich bei Bourrienne, Napoleons Sekretär, ausweint, weil sie wieder mal in ihrem Kaufrausch gewaltige Schulden gemacht hat. Bourrienne soll's beim Ersten Konsul richten, der sogleich misstrauisch wird: «Wie viel benötigen Sie?» – «Wie viel ich benötige? Nun ja, hm...» – «Nun?» – «Nun! Das ist genau das, was Madame Bonaparte Ihnen nicht zu sagen

wagt.» – «Wie! Was sie mir nicht zu sagen wagt? Und du?» – «Ich genauso wenig, General.» – «Du auch nicht! Dann muss es bodenlos sein!»

Ein Dialog-Vergnügen, das Napoleons Temperament elegant herausmodelliert. Von solchen Gesprächen ist das Abenteuer-Panorama voll, schliesslich begann Dumas seine literarische Laufbahn als Dramatiker («Die schwarze Tulpe»). Authentisches verknüpft er raffiniert mit Fiktivem, er zitiert aus Memoiren, Briefen und Sachbüchern. Von Bourrienne bis zu royalistischen Konterrevolutionären haben sie alle existiert, selbst der Korsar Robert Surcouf, auf dessen Schiff Hector anheuert, um im Dienst Napoleons zu kapern. Karl May widmete ihm unter dem Pseudonym Ernst von Linden die Erzählung «Robert Surcouf. Ein Seemannsbild». Die beeindruckenden Details, vom Umfeld Napoleons, von den klandestin operierenden Bourbonen über die Guerillataktiken der Korsarschiffe (reichlich aktuell) bis zum Leben in den Kolonien und unter dem Pariser Neuadel – alles wurde penibel recherchiert. Dumas hatte Mitarbeiter, die für ihn ermittelten und zuweilen an den dramaturgischen Effekten mitwirkten. Als habe er die verlorene Zeit mit Doku-Methoden zum Greifen nahe gebracht.

Manchmal, wenn der Zeitdruck mörderisch wurde, gönnte sich Dumas eine «Pause» und schrieb eine Fortsetzung aus Geschichts- und Geografiebüchern ab, oder er rezyklierte eigene Texte aus älteren Romanen. Dumas, durch zahlreiche Amouren und Gelage in permanenter Geldnot, griff zu solchen Verlegenheitslösungen, die er später für die Buchversionen, wie bei seinen anderen Werken auch, gestrichen hätte. Doch dazu kam Dumas beim «Grafen von Sainte-Hermine» nicht mehr. Ausserdem war das Opus von über tausend Seiten noch keineswegs

abgeschlossen. Einem Brief von Dumas ist zu entnehmen, dass es viel umfangreicher ausgefallen wäre, vor allem um die Love-Story zwischen Hector alias René und seiner Geliebten, die er am Hochzeitstag verlassen musste, zu einem Happy End zu bringen. Doch Claude Schopp fand keine weiteren Textlieferungen mehr. Ob Dumas' gesundheitliche Verfassung weitere Folgen nicht mehr zulies oder das Magazin die Publikation einstellte, bleibt, zu Schopps Missvergnügen, offen.

Aber auch unvollendet ist «Der Graf von Sainte-Hermine» ein Prachtwerk. Dumas war seiner Zeit weit voraus, er arbeitete fast schon mit den Mitteln der Bildmedien. Manchmal nahm er Kamerafahrten vorweg: «Betreten wir mit Roland das Dorf, nähern wir uns der vierten Hütte zur Rechten, heften wir unser Auge auf

### Die Filmbranche wird auch in Zukunft ohne Dumas' gewaltiges Œuvre kaum auskommen.

einen Schlitz des Fensterladens, und sehen wir uns um. Vor uns haben wir einen Mann im Gewand der wohlhabenden Bauern des Morbihan [...]» Es vergingen nur knapp dreissig Jahre nach Dumas' Tod, schon griff 1903 der Wegelagerer-Film nach seinen «Drei Musketieren».

Über 140-mal wurden im Lauf der Jahre seine bekanntesten Romane verfilmt, und das gefräsige Bildermedium wird auch in Zukunft ohne sein gewaltiges Œuvre kaum auskommen. Vor allem zeigt sich mit dem Spätwerk, dass Dumas auch Inspirationsquelle amerikanischer TV-Serien-Kultur ist. Was heute US-Serien, von «24» über «West Wing» bis «Wire», leisten, die Mischung aus Authentizität und Fiktion – sei es im Weissen Haus («West Wing»), im Geheimdienst («24») oder in Kommunen («Wire») –, das hat keiner so souverän vorgemacht wie Alexandre Dumas mit seinem Konzept der Individualisierung historischer Prozesse, eingebettet in dokumentarisches Zeitkolorit.

«Balzac», so Dumas, «hat ein grosses und schönes hundertgesichtiges Werk mit dem Titel «Die menschliche Komödie» geschaffen. Unser eigenes Werk, das wir zur gleichen Zeit begannen wie er das seine, ohne dass wir uns mit ihm vergleichen wollten, könnte «Das Drama Frankreichs» heissen.»

Der letzte Teil des von Claude Schopp gehobenen Dramenschatzes schreit geradezu nach einer TV-Serie. Für Dumas, der den Ehrgeiz hatte, Geschichte literarisch zu emotionalisieren, wäre das der ultimative Triumph.

**Alexandre Dumas:** Der Graf von Sainte-Hermine. Blanalet. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Claude Schopp. 1038 S., Fr. 43.90

#### Im Internet

Exklusiv für Weltwoche-Leser: Die Zusammenfassung von Alexandre Dumas' «Der Graf von Monte Christo». Kostenlos auf [www.getAbstract.com/weltwoche](http://www.getAbstract.com/weltwoche)



**Exotische Abenteuer:** Yvonne Furneaux und Louis Jordan in «Der Graf von Monte Christo», 1961.

# Hermeneutik der Ursünde

Den Völkermord in Ruanda hielt trotz Ankündigungen niemand für möglich. Beim Gemetzel kam gegen eine Million Tutsi um. Es folgten hilflose Ferndiagnosen sogenannter Experten. Die Geschichte könnte sich jederzeit wiederholen. *Von Eugen Sorg*



*Ende der Geschichte:* Szene aus dem Film «Ruanda».

Im Jahre 1992 erschien «The End of History and the Last Man» (deutsche Ausgabe: «Das Ende der Geschichte») des Amerikaners Francis Fukuyama. Der damals 40-jährige Politikprofessor vertrat die These, dass mit dem Kollaps des totalitären Sowjetimperiums und dem Sieg der liberalen westlichen Demokratien das Zeitalter der ideologischen, kulturellen, sozialen und realen Kriege abgeschlossen, das heisst das Ende der Geschichte erreicht sei. Die Menschheit habe ihre Lehren gezogen, die Posthistorie bestehe aus vernünftigem Handeln und wachsendem Wohlstand. Zumindest für Fukuyama erfüllte sich die Prognose: Das Buch machte ihn weltberühmt und wohlhabend.

Ansonsten wurde es jeden Tag vom weiteren Verlauf der Ereignisse widerlegt. Schon Anfang der Neunziger hätte man sehen können, dass mit dem Islamismus eine mächtige antiwestliche Kraft entstanden war, eine irrationale, apo-

kalyptische Bewegung, die im Iran bereits die Macht erobert hatte und in vielen anderen muslimischen Ländern nur mittels äusserster Gewalt daran gehindert werden konnte. In Russland wiederum mutierte der sieche Kommandokommunismus zu einem mafiösen Schlägerkapitalismus, angeführt von einem undurchsichtigen ehemaligen Spion und seiner Clique aus alten Geheimdiensttagen. Und gerade kürzlich konnte man die Fragilität der erfolgreichen westlichen Ökonomie erleben.

## Ruanda, die Schweiz Afrikas

Fukuyamas Entwurf ist nicht die singuläre Fehleinschätzung eines krassen Naivlings, der sich auf die Weltgeistdialektik Hegels stützt. Fukuyama spiegelt die Lebensrealität des durchschnittlichen westlichen Berufsinstruktuellen. Er ist Teil einer nach eigenen Gesetzen funktionierenden Gemeinschaft. Seine grössten existenziellen Erschütterungen sind aus-

gebliebene Beförderungen, Buchverträge und Kollegen-Neid, eine Hypothekarzinsserhöhung, eine Affäre mit einer Studentin, eine Prostataoperation. Lärm, Wirrnis und Schweiß der übrigen Welt dringen kaum zu ihm vor. Sein kognitives System lässt nur die Wahrnehmung anderer kognitiver Systeme zu. Die reale Welt aber ist chaotisch und unberechenbar.

Zwei Jahre nach Erscheinen von Fukuyamas Bestseller ging im afrikanischen Ruanda ein Gemetzel los. Der Mehrheitsstamm der Hutu machte sich in einer eigenen, monströsen In-

---

**Alle beteiligten sich an der Vernichtung, die sie Arbeit nannten.**

---

terpretation vom Ende der Geschichte daran, den Stamm der Tutsi auszulöschen. Ruanda galt als Schweiz Afrikas, ein kleines Land mit fleissigen Leuten, relativ wohlhabend, verhältnismässig unkorrupt.

Die Verwandlung von braven Ackerbauern, Krämerladenbesitzern, Schulinspektoren, Pfarrern in Massenmörder geschah schnell und reibungslos. In drei Monaten brachten sie gegen eine Million Tutsi um. Sie töteten sie einzeln, meist mit einer Machete, manchmal mit einem Prügel. Statistiker haben ausgerechnet, dass es der effizienteste Genozid in der Geschichte war, mit einer höheren Tötungskadenz als der des hochentwickelten Nazistaats mit seiner elaborierten Bürokratie, seinem Eisenbahnnetz, seinen Maschinengewehren und Gaskammern. Bisher waren es Staaten gewesen, die Völkermorde begangen hatten. In diesem Fall war es die Bevölkerung selber.

Alle beteiligten sich an der Vernichtung, die sie Arbeit nannten. Früher als sonst, um sechs Uhr, stand man auf, nahm ein herzhaftes Frühstück zu sich, ging zum Versammlungsplatz und machte sich auf zur Jagd auf die «Kakerlaken», wie sie die Tutsi nannten. Man zerhackte das befreundete Nachbarspaar, liess den Sohn an dessen Kindern üben, erschlug die eigene Tutsi-Ehefrau, verfolgte die Flüchtenden bis in die letzten Winkel der Wälder und Sümpfe. Pünktlich um 16 Uhr signalisierte der Pfiff einer Trillerpfeife den Feierabend, und auf dem Heimweg plünderte man die Häuser der Getöteten, um sich danach das Blut und den Dreck abzuwaschen und zu essen und zu trinken und für den nächsten Tag wieder bereit zu sein.

Der Schock auf diese Nachrichten aus der Hölle war noch nicht überwunden, als die sogenannten Experten, von denen keiner die Ereignisse vorausgesehen oder nur mit einem der Akteure geredet hatte, ihre Ferndiagnosen abliefern. Die meisten gaben wie üblich, wenn sich Schwarze umbrachten, den Weissen die Schuld, in diesem Fall der ehemaligen Kolonialmacht Belgien, die vier Jahrzehnte das Land verwaltet hatte. Diese erst habe den Rassismus in Ruanda eingeführt, indem sie die Tutsi bevorzugt und damit einen giftigen Unterlegenheitskomplex bei den Hutu erzeugt habe. Andere erklärten die Überbevölkerung zur Ursache, und der Schweizer Schriftsteller Lukas Bärfuss versuchte sich noch an einer dritten These. In seinem Roman «Hundert Tage» lässt er den Protagonisten, einen Schweizer Hilfswerker in Ruanda, über die Mitschuld seines Heimatlandes am Gemetzel räsonieren. Ordnung, Zuverlässigkeit, Disziplin, diese helvetischen Kardinaltugenden, «unseren Stolz», hätten sie ins «Herz des schwarzen Kontinents» getragen und gelehrige Schüler gefunden. Doch sie hätten übersehen, «dass jeder Völkermord nur in einem geregelten Staatswesen möglich ist», denn nichts «liebt das Böse mehr als den korrekten Vollzug». Keiner der Expertengilde machte die Täter selbst verantwortlich oder suchte konkret und ernsthaft nach Motiven ihres Tuns. Und keiner sagte laut, was die meisten wahrscheinlich insgeheim dachten: dass man von diesen primitiven, halbwildem Buschmenschen nichts anderes erwarten konnte.

Eine Ausnahme in jeder Hinsicht bildet das Buch «Zeit der Macheten» des Journalisten

---

### «Wir platzten förmlich vor Wichtigkeit, so sehr, dass wir auf die Existenz Gottes piffen.»

---

Jean Hatzfeld. Der Franzose, der schon aus dem Bosnienkrieg berichtet hatte und Ruanda aus eigener Anschauung kannte, wusste, dass man nichts über das Wasser schreiben konnte, ohne selber nass zu werden. Um genauer zu verstehen, was die wirklichen Motive der Mörder waren, interviewte er acht Jahre nach dem Genozid eine Gruppe von Tätern, eine Freundesclique aus der Gemeinde Nyamata südlich der Hauptstadt Kigali. Früher hatten sie sich in denselben Kneipen getroffen, dann waren sie gemeinsam auf Menschenjagd gegangen, und jetzt waren sie in einem Lager eingesperrt. Einer der zehn Kumpane wartete auf seine Hinrichtung, die anderen auf ihre Freilassung. Von den 59 000 Tutsi der Gemeinde waren 50 000 umgebracht worden. Hatzfeld wollte alles wissen: Warum habt ihr getötet, wie war das erste Mal, was habt ihr dabei gedacht, wie und wo habt ihr getötet, wie haben die Opfer reagiert, bereut ihr eure Taten?

Das Resultat dieser wochenlangen Gespräche ist ein einzigartiges Menschheitsdokument, eine Hermeneutik der Ursünde, eine homerische Fahrt durch das Reich der menschlichen Grausamkeit. Hatzfeld traf die zehn Freunde in guter körperlicher und seelischer Verfassung an und stellte fest, dass sie keine Gewissensbisse zeigten. Sie philosophierten sachlich über Techniken des Tötens: «Letztlich ist der Mensch ja auch wie ein Tier; du führst den Schnitt gegen den Kopf oder Hals, und er fällt von selbst um»; sie lobten ihre gute Zusammenarbeit bei der «Arbeit»; und alle beschrieben sie die damalige Zeit als eine einzige Feier. Die Plünderungen verschafften ihnen unbeschränkt Fleisch, Bier, Wellblech, Transistorradios und neue Kleider für die zufriedenen



*Antiwestliche Kraft:* Achmadinedschad.

Frauen; sie hatten Sex mit den hübschen Tutsimädchen, bevor sie sie lachend töteten; und das stumme Zittern der Todgeweihten und das Stöhnen der Getroffenen schenken ihnen den Rausch der Allmacht. Sie wussten, dass sie Böses taten, aber «wir platzten förmlich vor Wichtigkeit, so sehr, dass wir auf die Existenz Gottes piffen».

### Es gibt keinen Trost

Hatzfelds Studie hält keinen Trost bereit. Die Täter sind keine sadistischen Psychopathen oder empathisch Invalide, die Mehrzahl hegte nicht einmal eine spezielle Abneigung gegen die Tutsi, und sie sind alles andere als vorzivilisierte Barbaren. Ihre Sprache ist differenziert, und sie äussern ihre Gedanken anschaulich und überlegt. Sie sind normale, intelligente Mitmenschen, für deren Handeln es keine Erklärung gibt ausser einer: Sie haben sich für das Böse entschieden. Weil es ihnen Lust ver-

schaffte und weil sie glaubten, damit durchzukommen.

Warum man dieses Buch lesen sollte? Es ist zwar keine Erbauungsliteratur, aber es macht einen gescheiter. Es ist eine tiefgründige Studie über die menschliche Natur. Es erinnert daran, dass die Decke der Zivilisation hauchdünn ist. Nichts ist gesichert, alles kann jederzeit kippen. Es zeigt, dass die Bereitschaft, elementare moralische Grenzen zu durchbrechen, nicht abhängig ist von Bildung oder Tischmanieren. In Ruanda flüchteten die Verfolgten in die Kirche. Der Priester, ein klerikaler Habitué in Rom und Paris, ein Hutu, segnete sie, schloss die Türe von aussen ab, trommelte eine Truppe Machetenträger zusammen und kehrte zum Gotteshaus zurück. Eigentlich kannte man dies von früheren Geschehnissen. Die Deutschen zum Beispiel erfanden den philosophischen Idealismus und komponierten Musik, die Gott zum Klingen brachte. Trotzdem jubelten Elite wie Volk einem hergelaufenen, verkommenen Schreihals zu. Hitler hat seine böartigen Ziele nie verhehlt, und gerade wegen dieser Ziele wurde er gewählt. Er stellte die Erfüllung der dunklen Instinkte in Aussicht: die Lust der Rache, die Befriedigung, andere zu erniedrigen, das Triumphgefühl der Macht und Grandiosität und Unverwundbarkeit durch die Verschmelzung im Kollektiv.

Jeder ahnt, dass er ähnliche Versuchungen in sich trägt. Aber es sind unangenehme Gedanken, verbotene Gefühle, die man wegwischt und für nicht existent erklärt. Der ruandische Genozid wurde zwei Jahre lang offen angekündigt. Radiomoderatoren, Schlagersänger, Journalisten machten Witze über die bevorstehende Auslöschung der «Kakerlaken», in den Bars drohten die Hutu ihren Tutsikollegen beim Zuprosten mit dem baldigen Ende. Aber ausser einer kleinen Zahl fanatischer Ideologen glaubten die meisten Hutu und Tutsi sowie die ausländischen Diplomaten und Helfer nicht, dass es tatsächlich geschehen werde. Es hatte zwar immer wieder Massaker an Tutsi gegeben. Aber die vollkommene Vernichtung war unvorstellbar. Es waren Redensarten, mehr nicht. Genau so reagierte damals die Welt auf Hitlers Ankündigungen.

Auch hierin können wir bei Hatzfeld lernen. Im Iran und in der arabischen Welt ist heute die Forderung nach der Ausmerzungen Israels, «der zionistischen Entität» und der Tötung der Juden selbstverständlicher Teil des alltäglichen Diskurses in Kaffeehaus, Schule, Politik. Man sollte es ernst nehmen. Das Schlimmste ist jederzeit möglich.



**Jean Hatzfeld**

Zeit der Macheten. Gespräche mit den Tätern des Völkermordes in Ruanda. Psychosozial-Verlag, 2004

# «Die Leute lieben Antihelden»

Tim Affeld, Chefredaktor des erfolgreichen deutschen People-Magazins *In Touch*, über die soziale Bedeutung von Klatsch, die Grenzen der Emanzipation und das Recht der Leserinnen auf Paparazzi-Bilder und ungeschminkte Promi-Wahrheiten. Von Franziska K. Müller und Tom Schweigert (Bild)

Indiskretionen, Unwahrheiten und das Thema Untreue bleiben den Lesern am besten im Gedächtnis, sagt eine wissenschaftliche Studie. Wunderbar für Ihr Geschäft!

Ich kenne diese Studie nicht. Aber wir können gar nicht anders, als uns für solche Dinge zu interessieren. Klatsch ist ein urmenschliches Bedürfnis.

Heute weiss man, dass das Arbeitsklima in Büros, in denen gelästert und getratscht wird, besser ist als in anderen.

Ich sehe es ja selbst: Egal ob ich zu einer renommierten Preisverleihung eingeladen bin oder in die Kneipe um die Ecke auf ein Bier gehe: Getratscht wird überall. Und zwar über Leute, die man kennt, aber auch über Menschen, die in der Öffentlichkeit stehen. Klatsch ist Sozialkitt.

Wieso eigentlich?

Weil durch ihn Nähe entsteht und Neidgefühle kanalisiert und verkleinert werden.

Früher wurden Yellow-Press-Heftli verschämt am Kiosk gekauft, heute äussert sich sogar ein Intellektueller wie Roger Willemsen über eine Person wie Heidi Klum. Er schrieb, man sollte sechs Sorten Scheisse aus der Schönheit herausprügeln.

Über die Wortwahl kann man in diesem Zusammenhang streiten. Inhaltlich kritisierte er das Gleiche wie unser Magazin. Nämlich, dass Klum junge Mädchen nur für die Quote verheizt. Willemsens Äusserungen bestätigen aber vor allem etwas: Die Trennung zwischen dem sogenannten seriösen Journalismus und dem Boulevard gibt es nicht mehr. Jemand, der den Feuilletonteil einer arrivierten Zeitung liest, interessiert sich auch für *gossip*. Und umgekehrt ist es genauso.

Die *In-Touch*-Leserin sitzt am Abend mit einem Buch von Judith Hermann auf dem Sofa und hört dazu eine Klassik-CD?

Wieso nicht? Man kann es mit dem Moderverhalten vergleichen: Die gleiche Frau, die ein Chanel-Kostüm trägt, zeigt sich zwei Stunden später in Jeans, T-Shirt und Lederjacke. Die Demokratisierung des Alltags ist weit fortgeschritten, und die Berührungsangst mit dem Populären ist kleiner geworden. Junge Frauen gehen mit dem Emanzipationsbegriff toleranter um als die Alice-Schwarzer-Generation. Eine Frau, die sich für Promis, Beauty und Mode interessiert, lässt sich nicht automatisch als oberflächlich abstempeln.

Die *Bild*-Zeitung und andere Boulevardmedien kriseln seit Jahren, Ihrer Publikation geht es glänzend. Warum?

Vielleicht ist es gerade die breite Akzeptanz, die dem Boulevard heute schadet. Zudem ist das Internet im Sportbereich – einem Hauptthema des Boulevards – omnipräsent. Unser Erfolgsrezept ist ganz einfach: Wir zeigen Stars in ihrem Alltag und thematisieren Probleme, mit denen sich junge Frauen identifizieren können. Ich spreche von amerikanischen Prominenten, die Glamour und Sex-Appeal besitzen und die unsere Leserinnen aus den Charts, dem Internet, den Promi-Blogs und aus entsprechenden TV-Formaten kennen. Zudem bleiben wir – im Gegensatz zu anderen Medien – konsequent: Eine Buchrezension werden Sie in unserem Blatt bestimmt nie finden.

Kritiker sagen, Formate wie *In Touch* trügen zur Boulevardisierung der übrigen Medien bei. Verdrängt das Nebensächliche das grosse Weltgeschehen?

Ich sehe es anders: Passiert am anderen Ende der Welt eine Katastrophe, wird das sofort über Internet, Twitter und andere moderne Kommunikationswege verbreitet. Viele Menschen fühlen sich aufgrund der massiven Probleme und der vielen Katastrophen, über die täglich berichtet wird, überfordert. Die Beziehungsprobleme der Stars sind für viele nachvollziehbarer als beispielsweise der hochkomplexe Nahost-Konflikt. In diesem Sinne könnte also eher von notwendigem und berechtigtem Eskapismus gesprochen werden.

Der Trend zur journalistischen Unterhaltung trage zur kulturellen und ethischen Entwertung der Informationen bei, kritisierte der Schriftsteller Mario Vargas Llosa kürzlich: Argumentieren nur Moralisten so?

Die Leser sind ja nicht blöd. Eine Präsidentschaftswahl wird immer in erster Linie ein Ereignis von politischer Relevanz bleiben. Wenn man, wie im Fall von Barack Obama, in einem zusätzlichen Beitrag seine Eleganz und sein Charisma, sein Potenzial als Stilikone thematisiert, ist das interessant und reduziert die politische Analyse in keiner Art und Weise.

Die traditionelle Yellow Press präsentiert hübsch frisierte Diven in aufgeräumten Villen. Sie zeigen Lindsay Lohan in Jogginghosen beim Einkaufen im Supermarkt oder Mariah Carey mit so kurzem Rock, dass die

Cellulite-Streifen am Po sichtbar sind. Wieso?

Weil Menschen nun mal so sind. Wir zeigen die Realität, und die ist halt oft gemein. Um den Erfolg der People-Magazine zu verstehen, sollte man auch die heutige Frauengeneration analysieren: Die steht durch Medien und Werbung unter einem unglaublichen Druck. Sie müssen super aussehen, einen tollen Job und eine funktionierende Beziehung haben und irgendwann auch noch Kinder bekommen. Nun kommen wir und zeigen Britney Spears. Die hat Millionen und führt ein Leben in Luxus. Trotzdem kämpft sie mit ähnlichen Sorgen wie Beate S. aus Buxtehude: Gewichtsprobleme, gescheiterte Beziehung, Sorgerechtsstreitigkeiten und eine Karriere, die auf der Kippe steht. Wie sagte einst Michael Jacksons Schwester La Toya treffend: «Wenn ich Liebeskummer habe, heult es sich auf dem Rücksitz einer Limousine zwar bequemer als in einer Ente, aber der Liebeskummer ist derselbe.»

Sie umschreiben nett, was man auch als Appellieren an die niederen Instinkte – Schadenfreude und Neid – bezeichnen könnte.

Ich spreche von einem Entlastungsfaktor. Die Leserin ist durchaus mitfühlend. Und die Einsicht, dass Niederlagen zu jedem Leben gehören, kann uns nur weiterbringen.

Sind Sie ein Jäger auf der Suche nach dem Unglück?

Auf der Suche nach dem perfekten Glück sind wir nicht. Dafür gibt es andere Magazine. Wir lieben das Aussergewöhnliche genauso wie das Gewöhnliche: Wer hat zugezogen und warum? Wer hält Händchen mit jemandem, der eigentlich nicht zu ihm gehört? Mit diesen Fragen im Kopf sichten wir jede Woche Tausende von Bildern.

Wer kommt nie und nimmer ins Blatt?

Da haben wir keine starre Regel. Die Präferenzen der Leserinnen ändern sich in der heutigen Medienwelt sehr schnell. Stars wie Sharon Stone, Whitney Houston oder auch Madonna sind für unser Publikum allerdings grundsätzlich weniger interessant.

Die haben ihren Platz im Leben gefunden, pflegen ein häusliches Leben, und Skandale gibt es auch keine mehr?

So ungefähr, ja.

Ist die heutige Leserin eigentlich weniger romantisch als die über Vierzigjährigen?

Nein. Aber die Konventionen haben sich verändert. Romantik wird heute nicht mehr



«Wir zeigen die Realität, und die ist halt oft gemein»: Journalist Affeld.

über eine zwanzig Meter lange Schleppe am Hochzeitskleid definiert.

**Sondern?**

Sagen Sie es mir. Sie sind eine Frau.

**In Ihrer Logik vermutlich über jene Freudentränen, die die Wimperntusche der Braut verschmieren?**

Ich würde es so umschreiben: Romantik ist heute eher die selbstgepflückte Blume als der Riesen-Rosenstrauss.

**Als *In Touch* vor drei Jahren lanciert wurde, schrieb die *Süddeutsche Zeitung*, den Leser erwarte eine Mischung aus bunten Bildern und verheissungsvollen Überschriften, die ihre Versprechen nur selten einlösten. Was antworten Sie?**

Da hat die *Süddeutsche Zeitung* ausnahmsweise mal nicht recht gehabt. Viele unserer Geschichten sind aufwendige Eigenleistungen und von A bis Z durchrecherchiert.

**Trotzdem meldeten Sie kürzlich, die vierjährige Tochter von Tom Cruise habe sich in den gleichaltrigen Sohn von David und Victoria Beckham verliebt. Riskieren Sie mit solchen Geschichten nicht die Glaubwürdigkeit?**

Wenn Suri mit dem Beckham-Sohn auf einer Fussballtribüne schäkert, ist das einfach nur niedlich. Wer wirklich meint, wir wären der Ansicht, zwischen den beiden laufe etwas Ernsthaftes, versteht uns absichtlich falsch.

**Eine britische Boulevardzeitung schleuste vor ein paar Jahren einen Journalisten in den Buckingham-Palast ein. Zwei Tage später wusste England, dass die Königin ihre Frühstücksflocken aus einem Tupperware-Gefäss löffelt. Will man das wirklich wissen?**

Das ist in England natürlich eine grossartige Geschichte. Bei uns interessiert es niemanden, ob Angela Merkel zum Frühstück schwarzen oder grünen Tee trinkt.

**Geht es bei dieser Geschichte nicht auch darum, dass guter People- und Boulevardjournalismus unverschämt ist und vor den Mächtigen nicht haltmacht?**

Wichtiger ist meiner Meinung nach die Information, ob das Bild, das jemand in der Öffentlichkeit zu seinen Gunsten vermittelt, auch wirklich mit seinem Handeln übereinstimmt. Wenn ein Star oder ein Politiker mit seinem Privatleben für sich wirbt, darf er sich nicht wundern, wenn man sich auch für sein Privatleben interessiert, wenn er lieber seine Ruhe haben möchte.

**Das französische Magazin *Voici* musste Caroline von Monaco einen grossen Betrag bezahlen, weil es die Prinzessin im Badeanzug zeigte.**

Das ist völlig abstrus. Grundsätzlich finde ich die Doppelmoral bei einigen Stars presserechtlich fragwürdig. Wenn Claudia Schiffer mit ihrem Sohn Caspar auf dem *Otto*-Katalog und für Kinderschokolade wirbt, verstehe ich nicht, warum man ihn dann nicht zeigen darf. Vom Persönlichkeitsschutz Minderjähriger kann ja keine Rede mehr sein. Wer meint, er könne die Medien an die Kette legen und wie ein Schosshündchen für seine Zwecke abrichten, der irrt glücklicherweise.

**Welche deutschen Promi-Skandale sollten denn vertuscht werden?**

Jener um die No-Angels-Sängerin Nadja Benaissa beispielsweise. Vor zwei Monaten wurde publik, dass der Star HIV-positiv ist, dass Frau Benaissa ihre Partner über die Infektion nicht informierte und zusätzlich eine Straftat beging, weil sie ungeschützten Verkehr hatte. Was geschieht? Das Landgericht Berlin verhängte zunächst eine einstweilige Verfügung gegen die *Bild*-Zeitung. Was einer konsequenten weiteren Berichterstattung durch andere Publikationen allerdings nicht im Weg stand. Das hat gezeigt, dass sich die

**Tim Affeld**

*In Touch* ist das erfolgreichste People-Magazin im deutschsprachigen Raum. Während die übrige Medienlandschaft unter der Wirtschaftskrise ächzt, geht es der Klatschpostille blendend. Schrill, indiscret und das Augenmerk auf amerikanische Stars und Sternchen gerichtet, setzt das Magazin jeden Monat rund 300 000 Exemplare ab. Chefredaktor Tim Affeld, 42, ein ehemaliger *Gala*-Journalist, ist seit den Anfängen dabei. Vor einem Jahr hat er die Leitung übernommen. Er ist ganz in Schwarz gekleidet, spricht schnell und lächelt nie. An der Wand im Hintergrund hängen Titelbilder der vergangenen zwölf Monate. Ein Panorama geraubter Intimitäten, ein Feuerwerk neuzeitlicher Informationsbeschaffung: Sienna Miller betrunken, Kate Moss Kokain schnupfend, Drew Barrymore mit Fetttrollen am Bauch. Als die Bauer Media Group vor vier Jahren ein neuartiges Star-Magazin ankündigte, wurde in der Branche geschnödet. In der Zwischenzeit gelten die Macher als Entdecker eines Marktes, dem als einzigem in der Printmedienlandschaft Wachstumspotenzial nachgesagt wird. (fkm)

Presse nicht einschüchtern lässt. Frau Benaissa hat den Fall unseres Wissens presserechtlich auch nicht weiter verfolgen lassen. **Und was ist die Moral von der Geschichte?** Nicht nur die Politiker, sondern auch die Prominenten stehen heute für Wertvorstellungen und sind Vorbilder. Daran müssen sie sich messen lassen. Ganz allgemein: Was bei meinem Nachbarn unrecht ist, bleibt bei einem Prominenten eben auch unrecht.



AARAU BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE LUGANO LUZERN ST. GALLEN ZÜRICH

Die Schweizer Bildungsinstitution.  
Effizient. Sicher. Individuell.



**Verschiedene Menschen. Verschiedene Bildungsbedürfnisse.  
Eine Schule: AKAD.**

Eidg. Fachausweise und Diplome für die Berufswelt, Handelsschule, Berufsmaturität, gymnasiale Maturität, Sprachen, Höhere Fachschulen Wirtschaft/Bank/Versicherung, Fachhochschule, Weiterbildungskurse für Schule, Beruf und Freizeit.

[www.akad.ch](http://www.akad.ch)

Sie vermitteln den Eindruck, eine wahrhaft aufklärerische Funktion auszuüben: Ihre Publikation befreit junge Frauen vom Erfolgsdruck, sorgt für sozialen Klebstoff, ermöglicht die Flucht in freundlichere Welten und erfüllt eine pädagogische Aufgabe, indem sie auf Probleme aufmerksam macht, unter denen junge Frauen leiden?

Ja, so sehe ich das.

Kurbeln Sie gewisse Probleme nicht an, wenn Sie in fast jeder Ausgabe über Gewichtprobleme und Schönheitsmakel berichten?

Nein, wir zeigen, dass der Schönheitswahn negative Konsequenzen haben kann.

---

«Was bei meinem Nachbarn unrecht ist, bleibt bei einem Prominenten auch unrecht.»

---

Wo liegt die Grenze, wenn es darum geht, wie viel nackte Haut gezeigt werden darf?

Dort, wo die Pornografie anfängt, hört es für uns auf.

In England sorgte jüngst das öffentliche Sterben des Ex-«Big Brother»-Stars Jade Goody für eine unglaubliche Medienpräsenz. Ist das richtig?

Absolut. Auch Christoph Schlingensiefel schrieb ein Buch über seine schwere Erkrankung. Andere haben das Sterben literarisch verarbeitet. Das galt immer als mutig und als Tabubruch.

Goody verkaufte die Krankheit und den Tod für sehr viel Geld an verschiedene Fernsehstationen und People-Magazine.

Dieser Fall polarisiert zu Recht. Aber als freier Mensch darf man auch freie Entscheidungen treffen. Dieser Coup kam einerseits Jade Goodys unstillbarem Bedürfnis nach Aufmerksamkeit entgegen

und sorgte andererseits dafür, dass durch die Honorare ihre beiden Söhne finanziell abgesichert sind. Und noch viel wichtiger: Durch ihr öffentliches Sterben wurden viele junge Frauen für das Thema Gebärmutterhalskrebs sensibilisiert. So rettete sie nebenbei vermutlich vielen Frauen das Leben.

Es ging auch darum, dass ein Mädchen ohne jeden Leistungsausweis zum Medienstar hochstilisiert wurde. Eine kleinliche Kritik?

Meiner Meinung nach schon. Ich halte nichts von jenen Moralisten, die an der Idee festhalten, dass der Ruhm unbedingt mit ruhmreichen Taten verbunden sein muss. Stars wie Paris Hilton, Verona Feldbusch und auch eine Jade Goody treffen als mediale Kunstfiguren den Nerv der Zeit. Ihr grosses Talent ist es, dass sie sich einwandfrei und sehr professionell zu vermarkten wissen.

Der amerikanische *National Enquirer* brachte unter dem Titel «Der letzte Vorhang» Paparazzi-Bilder des todkranken Schauspielers Patrick Swayze. Sehen Sie da ein Problem?

Die Titelzeile war makaber und entwürdigend. Bei solchen Themen ist Sensibilität gefragt. Grundsätzlich aber gilt für Paparazzi-Bilder: Wer nicht abgeknipst werden will, lebt nicht in Hollywood. So einfach ist das. Jodie Foster oder Johnny Depp blenden ihr Privatleben in der Presse sehr erfolgreich aus, weil sie das so wollen. Wenn Paris Hilton vor einem Nachtclub pöbelt oder Christina Aguilera in Santa Monica auf Shoppingtour geht, ist beiden klar, dass die Bilder am nächsten Tag rund um den Erdball in den People-Redaktionen landen. Von den neuen Kommunikationsmitteln und technischen Möglichkeiten, die eine schnelle und flächendeckende Vermittlung ermöglichen, profitieren nicht nur verschiedene Metiers – Fotografen und Journalisten –, sondern vor allem die Stars selbst sehr bewusst.

Den Filmstars und Diven der fünfziger und sechziger Jahre wäre es nie in den Sinn gekommen, halb nackt und ohne Make-up vor die Haustüre zu treten, in einem Heimporno mitzuwirken oder sich mit einer Konkurrentin zu prügeln. Was lief da eigentlich schief?

Nichts. Früher kontrollierten die grossen amerikanischen Filmstudios das Image und die öffentlichen Auftritte ihrer Stars. Es gab akribische Vorschriften, wie man auszusehen und wie man sich zu verhalten hatte. Dann holte das Fernsehen die Stars von der grossen Leinwand. Fortan tummelten sich diese zahlreich und unbeaufsichtigt auf der freien Wildbahn. Das Buhlen um mediale Aufmerksamkeit führte natürlich zu Auswüchsen, und der Hunger nach pikanten Informationen wurde von Seiten der Medien immer grösser. Andererseits: Nur weil es früher anders war, war es nicht immer besser: Ein Star wie Rock Hudson musste – auf Geheiss der grossen Filmstudios – seine Homosexualität jahrzehntelang verheimlichen und hatte sein Coming-out erst in den achtziger Jahren, als er bereits todkrank war.

Über das Unglück von Jackie Onassis, Marilyn Monroe oder Maria Callas wusste die Öffentlichkeit auch damals Bescheid. Aber man wollte sich an einem gepflegten Erscheinungsbild und anständigen Manieren orientieren, die gewissermassen auch als Zeichen einer vorbildhaften Disziplin gewertet wurden?

Krisengeschüttelte Stars, die weniger diskret mit ihren Problemen umgingen – etwa James Dean oder Elvis Presley –, faszinierten bereits früher. Heute geht es darum, wie authentisch jemand ist. Ein perfekter Star ist für das Publikum unnahbar und uninteressant. Die Leute lieben Antihelden. Charaktere mit Brüchen. Und das ist gut so. ○

# Kann man nachts Lunar-Energie nutzen?

[www.stromzukunft.ch](http://www.stromzukunft.ch)

Ihre Schweizer Stromversorger



«Was immer du tust, tue es mit Grandezza»: Modemacher Giorgio Armani und Model Lauren Hutton, 1992.





## Italian Gigolo

Von Daniele Muscionico

Er öffnet den Kleiderschrank, die Kamera zoomt näher, Richard Gere steht vor seinem Hausaltar – Anzüge von Armani zu Aberhundertern. Der Film ist noch keine fünf Minuten alt, das Jahrzehnt erlebt seine Schlüsselszene und «American Gigolo» (1980) seine erste Klimax: Giorgio Armani führt sich ein als Designer für ein gewisses Jahrzehnt.

«Dressed to success» lautet die Devise. Dank Armani hatte der Callboy Gere im Dienste der gelangweilten Highend-Ladys auch bei Lauren Hutton Erfolg, denn ohne einen Armani ging ein Dezennium wenig bis gar nichts. Wer in den achtziger Jahren punkten wollte, der tat das auf Giorgos Weise, in Anzügen, die aussahen, als sei dessen Inhalt mit einem Motorrad zum Date angereist; in einer Garderobe, die die Seriosität von altem Geld genauso wie den Geruch von Diesel verströmte.

Armani befreite die Männer aus ihren Karriere-Rüstungen, indem er die Schulterpolster entfernte und das Futter, dann die Knöpfe versetzte, den Stoff zerknitterte ... «Was immer du tust», sagte der Armani-Anzug, «tue es mit der Grandezza, die insinuiert, dass dir Erfolg zwar wichtig, aber niemals wichtiger ist als der gut gefüllte Tank in der Harley, mit der du gleich in den leeren Horizont davonfährst.»

Drei Momente in der Filmgeschichte gibt es, die Couturiers unsterblich gemacht haben, und Armani ist einer davon: Im Givenchy-Kleid und mit überdimensionierter Sonnenbrille ging Stil-Ikone Audrey Hepburn als New Yorker Partygirl Holly Golightly zum «Frühstück bei Tiffany». «Der Koch, der Dieb, seine Frau und ihr Liebhaber» schlangen in Kostümen von Jean Paul Gaultier – und Richard Gere war dank dem smarten Armani «Ein Mann für gewisse Stunden». «American Gigolo» war Paul Schraders erster kommerzieller Erfolg und das erste massgebliche Filmporträt der modernen USA als moralischen Hades.

Kürzlich wurde Giorgio Armani 75 Jahre alt, und was ist geblieben? Kaum einem Designer wird so viel Respekt gezollt wie ihm – nicht nur als einem der reichsten Männer Italiens, sondern auch als Kreateur. Armani ist eine Self-made-Erfolgsgeschichte und ein Imperium, das seinesgleichen sucht, eineinhalb Milliarden Euro Umsatz erwirtschaftet es jedes Jahr. Doch das ist das Wichtigste: Das, wofür andere Designer verachtet werden, nämlich die Wiederkehr des Ewiggleichen, hat er zur Kunstform erhoben. Armani, der grosse Purist, war der erste Couturier, der 2000 im Guggenheim-Museum in New York geadelt – und als Künstler anerkannt – wurde.

## Pop ohne Rock

Falsche Wimpern, blonde Perücke – und fertig ist das surreale Gesamtkunstwerk, das sich Lady Gaga nennt.



Ausserhalb der Realität: Sängerin Lady Gaga.

Lady Gaga — «Eurofuturistisch», so wird ihr Styling genannt, und wenn die 23-Jährige auftritt, sitzen Madonna und Cyndi Lauper im Publikum. Die amerikanische Chartstürmerin weiss, was sie ihren Fans und der Menschheit beibringt: «Ich glaube, ich ändere, was die Leute bisher für sexy hielten.» Nachdem sie von der Universität geflogen war, brachten ihr die beiden Hits «Just Dance» und «Poker Face» Weltruhm und ein Platinum-Album ein. Bewege sie sich heute in der Öffentlichkeit, aktiviere sie einfach das «Lady-Gaga-Programm»: Das heisst, sie vergisst öfter, einen Rock anzuziehen – falsche Wimpern und blonde Perücke fehlen jedoch nie. Damit begeistert das bisexu-

elle Gesamtkunstwerk auch Stilikonen wie Marilyn Manson, der kürzlich lobte: «Sie sieht genau so aus, wie ein Rockstar aussehen sollte.» Lady Gaga verriet daraufhin, wie sie sich vom unscheinbaren Teenager in ein schillerndes Wesen ausserhalb der Realität verwandelte: Im Drogenrausch habe sie einst stundenlang vor dem Spiegel gestanden, sich geschminkt, frisiert und angezogen. «Als ich wieder nüchtern war, fand ich es immer noch toll und blieb dabei.» Der surreale Flirt erreichte seinen Höhepunkt, als Manson das intime Geständnis der Sängerin mit der Frage quittierte: «Du bist so toll: Darf ich deinen Unterleib untersuchen?» (fkm)

Jeffrey Lebowski — Was Stachanow, der Held der Arbeiter, für die Sowjetunion gewesen ist, ist Jeffrey Lebowski für das filmemachende Brüderpaar Joel und Ethan Coen. Mit dem «Dude», wie sich Lebowski in deren Kultfilm «The Big Lebowski» vorstellt, haben sie 1998 einen Helden für Arbeitslose, Taugenichtse, Unsinnsuchende und Ewig-Hippies kreiert. Ein Idol, dem Fans und Jünger weltweit huldigen. In San Francisco treffen sie sich jedes Jahr zum Dude-Fest, wo sie im Bademantel und in



Idol der Ewig-Hippies: «Dude» Lebowski.

Schlarpen zu Musik von Creedence Clearwater Revival beim Bowlingspielen und Kiffen mit sinnlosen Phrasen aufeinander eindreschen. Das Zürcher Open-Air-Kino lässt den Mythos nun auch bei uns aufleben. Anlässlich des Zehnjährjubiläums der Cineman Night hat man den Streifen unter das ansonsten topaktuelle Programm gemischt. Es besteht also Grund zur Hoffnung, dass in der Pause ein Kaukasier gemixt wird – so nennt der «Dude» liebevoll sein Lieblingsgetränk, den White Russian. (os)

Franz Linder — Wer auf den Parkplatz des Beizers und Kunstsammlers im Steffisburger Oberdorf einbiegt, erlebt eine Begegnung der dritten Art: Eine fünf Meter hohe Statue des jüngst verstorbenen «King of Pop» Michael Jackson überblickt majestätisch den Hinterhof, Blumen trauernder Fans zu Füßen. Beim Betreten von Linders «Pizzeria da Francesco» geht das Staunen erst richtig los: Rund ein Dutzend Unikate schmücken die Wände, darunter das Platinalbum für 25 Millionen verkaufte Exemplare von «Thriller», eine der berühmten Uniformjacken sowie eine Papierserviette des «Palace» Gstaad, auf die Jacko

einst eine Widmung für seine Vertraute Liz Taylor kritzelte. Mit den mittlerweile «gut versicherten» Devotionalien will die Familie Linder ihr Restaurant zum Museum und das «Grotto» im Untergeschoss zur Gedenkstätte ausbauen. Bereits laufen die Bauarbeiten, Eröffnung soll Ende August sein. «Für Stammgäste, die nicht so auf Jacksons Musik stehen, ändert sich absolut nichts», versäumt Wirt Linder («traditionelle Schweizer Küche») nicht zu erwähnen. (ats)

**Mike Tyson** — Nicht immer haben Schwergewichtsboxer im Ruhestand ein glückliches Fäustchen beim Versuch, ins Geschäftsleben überzutreten. So kann sich George Foreman (68 Siege durch Knockouts, 5 Niederlagen) damit brüsten, bis heute mit seiner «Lean Mean Fat-Reducing Grilling Machine» gesamthaft mehr Kohle geschneidelt zu haben als zu seinen Aktivzeiten im Ring. Mike Tyson (44 K.o., 6 Niederlagen) hingegen gibt derzeit sein jüngstes Comeback auf der Grossleinwand. Nach einer Vergewaltigungsklage, zwei Gefängnisaufenthalten und der persönlichen Konkurserklärung im August 2003 schlägt er im Buddy-Movie «The Hangover» (Filmstart in der Deutschschweiz am 23. Juli) gleich doppelt zu: In einer Nebenrolle wuchtet Tyson, der sich



«One-Hit-Wonder»: Ex-Boxer Tyson.

selbst spielt, einen der Hauptdarsteller auf die Matte eines Hotelzimmers. Zum anderen gibt er am Piano den Phil-Collins-Hit «In the Air Tonight» zum Besten. Das ist einerseits dermassen komisch, dass wir Tyson auch musikalisch gerne in der Kategorie «One-Hit-Wonders» verbuchen möchten – andererseits haut er bei den Hochtönen dermassen daneben, dass man sich am liebsten das Ohr abbeissen möchte. (os)



## Mein Rückenwind

**Unser Kolumnist fliegt in die Toskana, was einfacher tönt, als es war. Und zu Hause macht er jemanden zum Medienstar. Von Mark van Huisseling**

Vergangene Woche war ich in Florenz. Ich hatte eine Verabredung mit einem Mann, der gleich heisst wie ein Platz in der Stadt und ein Restaurant (das war weniger ein Quiz, mehr eine Art Namedropping mit Witz, finde ich) –, Antinori, Marchese Piero Antinori. Das Restaurant, die «Cantinetta Antinori», befindet sich an der Piazza Antinori 3 und ist, nebenbei, möglicherweise ein Restaurant, in dem der erste Stock besser ist als das Parterre (obwohl es streng genommen kein erster Stock ist, sondern ein oberer Aufbau oder Rang). Weitere Restaurants, von denen MvH-Leser finden, der erste Stock sei besser als das Parterre: «Stokehouse» in Melbourne oder «Victorian» in Düsseldorf.

«Flugproblem-Geschichten anderer Leute interessieren mich auch nicht», stand in dieser Spalte vor genau einem Jahr (MvH, *Weltwoche* Nr. 29.08). Aber diese Geschichte ist Zucker, in meinen Augen: Mein Swiss-Flug LX 1674 konnte nicht landen in Florenz, wegen starken Rückenwinds angeblich. Also wählte man Bologna (zweistündiges Warten auf Gepäck und anschliessende Fahrt in einem Reisebus, ausser man nahm ein Taxi, zum Flughafen Florenz, wohin man eigentlich nicht mehr wollte, ausser man hatte Anschluss, überspringe ich, weil langweilig). In Florenz war es windstill, von mir aus gesehen, als ich mit zirka drei Stunden Verspätung ankam. Am folgenden Tag, vor meiner Abreise, hiess es, der Swiss-Flug LX 1681 könne nicht landen, wegen starken Rückenwinds angeblich. (Ich ging nach draussen einen Finger in die Luft halten und

kann nun ein Wort schreiben, das es so bisher nicht gab – Phantomwind.) Also wählte man stattdessen Pisa, um Stunden später leer, ohne Passagiere, in Florenz einzutreffen. (Ich fragte eine Co-Pilotin von Swiss, mit der ich bekannt bin, wie es genau sei mit Rückenwind in Florenz. Sie sagte, es könne ein Problem sein. Ich bleibe dabei – Phantomwind.) Ich hätte nicht gedacht, dass ich das einmal schreibe, aber ich empfehle, den Zug zu nehmen nach Florenz resp. Lufthansa oder Alitalia (Flieger dieser Gesellschaften landeten nämlich, während Swiss unterwegs war nach Pisa).

Worüber ich mit dem Marchese, der nicht nur Eigentümer der «Cantinetta Antinori» ist, sondern dem auch Weinberge in der Toskana und in Kalifornien gehören, gesprochen habe, bringe ich ein anderes Mal. Heute dafür drei Empfehlungen für Leser, die Juli, August in der Schweiz bleiben, das heisst in Zürich, und schon die längste Zeit Restaurants gesucht haben, in denen man samstags nachmittags zu Tisch sitzen kann (wie Ihr Kolumnist): «Kaufleuten» (draussen), «La Piazzetta» (draussen) und «Ristorante Bindella» (drinnen); in das «Bindella» bitte nicht ohne Reservierung gehen (ich habe erwachsene Männer, also CEOs, weinen sehen, weil sie keinen Tisch bekommen haben, obwohl sie Geschäftsführer Conzeduca zu kennen meinten). Diesen Sommer, übrigens, braucht man niemandem zu erklären, «zurzeit ist es zu Hause irgendwie am besten, darum sind wir nicht in St-Tropez» oder so (ein Vorteil der Wirtschaftskrise).

Jetzt noch zwei Abschnitte Kolumnen-Wirkungsuntersuchung (resp. Reklame für MvH in MvH). Vor einigen Wochen hatte ich einen kleinen Auftritt im «Kaufleuten»: «Ein (und nur ein) Abend mit MvH und seinen Gaststars». Gaststar war Carl Hirschmann, ein Nachtclubbetreiber, der zum ersten Mal Stand-up-Comedy machen wollte. Vor meiner Show war seine Ausstrahlung ein wenig, sagen wir, matt gewesen. Danach hat er mehr Titel- und Textzeilen in Zeitungen und Zeitschriften bekommen als irgendein anderer Schweizer in dieser Zeit (ausser Roger Federer, doch der ist ein Supersuperstar).

Ich will jetzt nicht schreiben, das habe nur mit mir zu tun (das glaube nicht einmal ich). Aber ich darf sagen, nach seiner Premiere bei MvH gab es zuerst einen ziemlich harten Artikel auf tagesanzeiger.ch («Goldjunge Carl H. – in letzter Zeit häufen sich Tiefschläge»); einen ziemlich unfairen Artikel ebenfalls, «Goldjunge Carl H.» war dafür nicht befragt worden, so sah es aus. Doch ein paar Tage später kam seine Antwort, und die war ein Scoop (Liebesnacht mit Miss Schweiz Whitney Toyloy, sie hatte damals noch einen Freund). Seit er *chez moi* war, ist Carl ein Kapitalist in der Medienökonomie. Und das hat im Grunde keinen Preis. Ich denke, ich werde nächstes Mal als Gaststar Thomas Borer einladen.

## «Japan hat mich immer fasziniert»

Die Zürcher Kleidermacherin Christa de Carouge über sexy Mode, die Vorzüge von Schwarz und ein Manko von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey.



«Plötzlich entdeckte ich den Kimono»: Christa de Carouge, *créatrice solitaire*.

**Was stellen Sie her: Kleider, Kostüme, Gewänder?**

Ein bisschen alles in einem. Sicher Kleider, dann müsste ich auch sagen Gewänder. Ich habe ebenso Theaterkostüme entworfen. Aber eigentlich Kleider und Gewänder.

**Ihre Kreationen wirken asiatisch. Woher rührt dieser Einfluss?**

Japan hat mich immer fasziniert – schon als Kind. Plötzlich entdeckte ich den Kimono. An einer Frau, sogar an einem Mann. Als ich anfang zu zeichnen, an der Sekundarschule, statt zu rechnen, ging das weiter, später an der Kunstgewerbeschule, noch unter der vom Bauhaus geprägten Leitung Johannes Ittens.

**Wie stehen Sie zu Rei Kawakubo, Yohji Yamamoto, Issey Miyake?**

Das ist meine Familie. Wir teilen die Philosophie. Ich durfte Yohji in seinen Anfängen kennenlernen, auch Kawakubo

und Miyake. Schlichte und zurückgezogene Menschen. Mich interessiert nicht nur das Kleidermachen, sondern auch die Frage: Was soll ich dem Menschen heute noch geben? Rei Kawakubo ist heute ein verrücktes Huhn, eine Revolutionärin, Yohji ist seiner Linie absolut treu geblieben. Wenn er einmal aufhört, ist Schluss, genau wie bei mir.

**Interessieren Sie sich für Ikebana, Origami, Kalligrafie?**

Sehr, auch für Bonsai. Ich giesse und entferne die falschen Blättlein, das mache ich wahnsinnig gern. Ich übe Kalligrafie, nicht meisterhaft, aber ich zeichne im Schwung. Und Papierkunst mache ich mit Stoff, den produziert Weisbrod am Albis für mich.

**Und Sudoku?**

Nein, genauso wenig wie Karaoke.

**Welche Rolle in Ihrer Arbeit hat das Plissee?**

Eine wichtige. Ich finde es einfach schön. Vieles geht nach Genauigkeit, auch nach

Spontaneität. Es kann zu einem neuen Weg führen. Ausserdem reist es sich gut damit, es ist gut zu waschen, und es hat einen einzigartigen Charakter. Ich plissiere nur Mikrofasern, und die Rohstücke kommen aus Japan, dem eigentlichen Geburtsland des Plissees. Man hat es zwar überall gesehen, aber in solcher Qualität nur in Japan.

**Haben Sie je mit dem Gedanken gespielt, nach Japan auszuwandern?**

Nein. Ich brauche nicht auszuwandern, um eine Beziehung zu pflegen. Mir reicht es, zu wissen, dass ich dahin reisen und auch wieder zurückkehren kann.

**Worin besteht die Schönheit von Schwarz?**

In Schwarz ist alles enthalten, was wir brauchen: Schlichtheit, Eleganz, Zeitlosigkeit. Und Schutz. Schwarz ist die Farbe unserer Zeit.

**Was ist Ihr Lieblingsmaterial?**

Einer meiner Lieblingsstoffe ist Mikro-Crêpe, ein Crêpe de Chine der Neuzeit, in hochentwickelter synthetischer Qualität. Man kann ihn waschen und aufhängen, ohne zu bügeln. Seide, auch eine zweite Haut, muss in die Reinigung, doch Gewebe und Farbe verändern sich. Ich liebe die Leichtigkeit, das *mouvement*. Für den Winter ist vielschichtiger Kaschmir nach wie vor mein Liebling.

**Was halten Sie von sexy Mode?**

Horror! Da sehe ich lieber eine richtige Prostituierte auf der Strasse als diese Frauen, die auf Anmache machen. Ich hätte nie gedacht, niemals, dass sich die Mode in diese Richtung entwickelt! Es fängt natürlich nicht bei den Kunden an, sondern bei den Designern. Derselbe Horror ist die «Schnetzerei» der plastischen Chirurgen.

**Warum trägt Micheline Calmy-Rey nicht Christa de Carouge?**

Das frage ich mich auch! Sie wäre eine gute Botschafterin. Aber Nelly Wenger darf ich dafür einkleiden.

**Benutzen Sie ein Parfüm? Und wenn ja, welches?**

Ja, meinen eigenen Unisex-Duft. Nach einer Japanreise 1984 wurde er von einer «Nase» aus Carouge in mehrmonatiger Entwicklungsarbeit für mich entwickelt.

**Christa de Carouge** führt in der Mühle Tiefenbrunnen im Zürcher Seefeld ihr eigenes Geschäft, gemeinsam mit ihrem Lebenspartner André de Carouge. Manchmal dackelt auch Cockerspaniel Sushi durchs Geschäft. Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

## Gruss aus den Sommerferien

Von Jürg Zbinden

Man kann natürlich eine Souvenirpostkarte mit einem Kugelschreiber bekritzeln: «Hier scheint die Sonne jeden Tag. Viele Grüsse.» Oder, noch gewöhnlicher, eine Mail in den Hotelcomputer tippen. Wer jedoch auf sich hält und die Zuhausegebliebenen wertschätzt, schreibt das Grusswort auf schlichtes Briefpapier, mit einem Füller oder – als stilvolles Zugeständnis an die Gegenwart – Tintenroller.

1 — Das Design der Schreibgeräte «José Carreras by Chopard Writing Instruments» wurde geprägt vom Palau de la Música Catalana in Barcelona, dem Palast der katalanischen Musik. Er wurde 1908 nach den Plänen von Lluís Domènech i Montaner im Stadtviertel Sant Pere erbaut. Das Stiftgehäuse aus Sterlingsilber wurde für die Herrenversion mit schwarzem, für die Damenversion mit rotem Edelhartz überzogen. Der Tintenroller für die Dame kostet Fr. 2500.–, der Füller für den Herrn kommt auf Fr. 2900.– zu stehen. Ein Teil des Verkaufserlöses fliesst direkt in die Carreras-Stiftung, die sich dem Kampf gegen die Leukämie verschrieben hat. Erhältlich bei Chopard, Bahnhofstr. 40, Zürich.

2 — Der «Pen of the Year 2009» ist das Vorzeigestück des Grafen von Faber-Castell. Der Füller des Jahres verarbeitet Rosshaar, das sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts als eleganter Möbelbezugsstoff hoher Beliebtheit erfreute. Auf einem Zentimeter werden zirka siebzig Haare einzeln verwoben. Haar für Haar entsteht ein Gewebe von helldunkel changierender Textur, das in reizvollem Kontrast zu den kühlen, platinieren Metallteilen des Schreibgeräts steht. Der Preis: Fr. 3500.–. Landolt-Arbenz, Bahnhofstr. 65, Zürich.

3 — Die Spezialausgabe «Signature for Good» von Montblanc unterstützt die Alphabetisierungsprogramme von Unicef. Der Kauf dieser Exemplare ist deshalb nicht nur eine Stilfrage, sondern ist auch persönlicher Ausdruck der Unterstützung der Bemühungen von Unicef. Das Meisterstück «Le Grand» kostet Fr. 805.–, das abgebildete Modell «Classique» kostet Fr. 605.–. Erhältlich in den Montblanc-Boutiquen in Zürich, Basel, Genf und Lugano.

4 — Von schlichter Eleganz ist dieser Füller aus Sterlingsilber. Er ist für Fr. 410.– zu erwerben, Frühstück («Breakfast at Tiffany's») allerdings exklusive. Tiffany & Co., Bahnhofstr. 14, Zürich.





Auto

## Luxus extrem

Wer von allem zu viel hat, lernt, sich zu bescheiden. Dafür ist der Bentley GTC Speed Cabrio gebaut. *Von Ulf Poschardt*

**E**xtrême Formen des Luxus kartografieren den Alltag neu. In einem nagelneuen Bentley GTC Speed Cabrio fallen manche Routen aus, weil sie durch Strassen und Viertel führen, deren Anblick man einem solchen Gefährt ersparen will. Obwohl der Bentley in einem sonst eher bei kleinen Renaults und angegammelten Audis anzutreffenden Iridium-Metallic-Ton lackiert wurde, erscheint jede Camouflage hin zur Normalität zwecklos. Die 20-Zoll-Mehrspeichenfelgen hätten es vielleicht noch geschafft, unerkannt zu bleiben – bei Frauen, die ihre Kontaktlinsen verloren haben, und Män-

nern mit allzu schwarzen Sonnenbrillen, aber der Klang des Zwölfzylinders aus den langgezogenen Endrohren erinnert eher an eine Wagner-Ouvertüre als an das impotente Gehuste und Gewimmere, das sonst den Strassenverkehr langweiliger Alltagsautos orchestriert.

Das Cabrio lässt keine Wünsche offen. Insbesondere keine akustischen: Die Stereoanlage von Naim genügt selbst dem Anspruch neurotischer Highend-Freunde. Es ist die beste Anlage, die ich je in einem Auto benutzen durfte.

Ausgeführt habe ich den Bentley nur in den schönen Ecken Berlins und Potsdams und auf der Autobahn. Nur selten habe ich so auf das Gaspedal gedrückt, dass die 610 PS und 750 Newtonmeter Drehmoment zum Einsatz kommen. Es ist die Zurückhaltung, die den Piloten dieses GTC Speed vornehm macht. Wer von allem zu viel hat, lernt, sich zu bescheiden. Es ist dies der Wesenskern des britischen Gentleman. Und für so einen – unter anderem – ist dieser Bentley gebaut. Die Verarbeitung erinnert an Hermes. Bis zu fünfzehn Stunden dauern alleine schon die Näharbeiten für das Leder am Lenkrad.

Wäre da nicht der Verbrauch, den ich nicht beschreiben will, man meinte, dieses Auto wäre auf dem Olymp von friedlichen Göttern entworfen worden, um den Menschen zu zeigen, wie schön das Leben sein kann.

Auf der Landstrasse mit offenem Verdeck den Sechslitermotor brabbeln zu hören, um im Zweifelsfall für ein kleines Überholmanöver den Twin-Turbo zubeissen zu lassen, ist selbst für sensible Zeitgenossen so erholsam wie ein Tag im Wellnessbereich eines Fünfsternehotels. Die üppigen Ledersitze umschmeicheln die Haut, die Silberknöpfe im Interieur machen es zum Vergnügen, die Fenster zu öffnen oder das Verdeck, das zugegebenermassen majestätisch in 25 Sekunden schliesst und öffnet.

Obwohl dieses Auto fast fünf Meter lang und fast zwei Meter breit ist, wirkt es knackig: weniger gravitatisch, als der Preis es vermuten lässt. Bentley ist mit dem Continental GT und dem GTC gelungen, das Sportliche der Marke wiederzubeleben. Leider sind die Fahrzeuge so gelungen, dass sie auch gebraucht noch absolut unbezahlbar sind.

Deshalb aber ist jede Minute kostbar in diesem Gefährt. Wir leben in der besten aller Welten.

**Ulf Poschardt** ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

### Bentley GTC Speed

Hubraum: 5998 ccm, Leistung: 610 PS  
Höchstgeschwindigkeit: 322 km/h  
Preis: 359 900 Franken



## Die Welt ist flach

LED-Technologie hebt Flachbildfernseher auf die nächste Qualitätsstufe. Schmal und farbenfroh sind die neuen TV-Geräte von Samsung. *Von David Schnapp*

Die koreanische Marke Samsung verspricht nicht weniger als «eine neue Welt» und spricht dabei von ihren neuen LED-Fernsehern. Wir wollten wissen, was an dem Versprechen dran ist, und haben uns deshalb das Modell LED-TV UE40B7000 ins Wohnzimmer stellen lassen. Das Gerät macht einen guten ersten Eindruck, schlichtes Design, schöner Tischfuss, und vor allem ist die neue Fernswelt sehr, sehr flach. Nur drei Zentimeter misst der Bildschirm in der Tiefe. Das sieht sowohl an die Wand gehängt gut aus als auch aufgestellt auf einem Sideboard.

Die Inbetriebnahme läuft problemlos, übersichtliche und gut erklärte Menüs helfen beim Einstellen von Ton- und Bildwerten. Im Gegensatz zu normalen LCD-Fernsehern, wo Leuchtstoffröhren das Hintergrundlicht erzeugen, sind es beim LED-TV weisse Leuchtdioden. Diese LED sparen Strom und Platz, weil sie seitlich angebracht werden. Das wiederum ermöglicht die sehr flache Bauweise.

Und was haben wir nun davon? Schon nach ein paar Sekunden ist klar: Die LED-Technologie ermöglicht tatsächlich ein weitaus kräftigeres, kontrastreicheres und intensiveres Bild als herkömmliche LCD-Bildschirme. Je nach Einstellung und Quelle kippen die Farben schon fast ins Kitschprogramm, so intensiv strahlt das Bild. Die passende Sendung für

diesen Fernseher ist deshalb «CSI: Miami». Durch das einzigartige Lichtkonzept wirkt die Kriminaltechnik-Serie wie geschaffen für die Strahlkraft des Samsung-Fernsehers, der die permanente Sonnenuntergangsstimmung perfekt wiedergibt.

Die Bildqualität überzeugt bei jeder Quelle – egal ob normales (Digital-)Fernsehen, DVD oder Full-HD-Programme. Vor allem Letztere steigern den Sehgenuss natürlich noch mal massiv. Nicht ganz überzeugt hat hingegen die Tonqualität. Wir vermuten, dass die flache Bauweise etwas zu Lasten des Sounds gehen könnte. Zwar gibt es in den Menüs unterschiedliche Klangkulissen auszuwählen, trotzdem ist vor allem bei Filmen die Sprachqualität manchmal eher mittelmässig.

Fazit: Wenn ein LCD-Fernseher, dann ist der Samsung mit LED-Technologie sicher eine ausgezeichnete Wahl, das Preis-Leistungs-Verhältnis ist ziemlich gut. Alternativ käme höchstens noch ein hochwertiger Plasma in Frage, der in der Farbwiedergabe etwas raffinierter und lebensechter ist.

**Samsung-LED-TV UE40B7000.** 102 cm Bildschirmgrösse, Auflösung 1920 × 1080. 100 Hz. DVB-T/C, Internet-TV, WLAN-Unterstützung, Wireless DLNA, 2 × USB, 4 × HDMI. Gewicht 14,5 kg (ohne Standfuss). Fr. 2999.–. [www.samsung.ch](http://www.samsung.ch)



*Fast schon ein Kitschprogramm:* LED-Flachbildfernseher von Samsung.

## Ein junger Wilder

*Von Peter Rüedi*



Mein Scherz über die inflationär propagierten «Sommerweine» ist ein paar Lesern so sauer aufgestossen, wie einige dieser Weine sind (schräger Satz, zutreffender Sachverhalt). Einer war so belesen, dass er Stuart Pigott aus dem gewichtigen Wälzer «Wein spricht deutsch» zitierte, und zwar zum Thema Sauvignon blanc. «Müsste man Weine den einzelnen Jahreszeiten zuordnen, würde dem Sauvignon blanc das Prädikat des Sommerweins verliehen, zumal seine spritzige, aromatische, grüne und nicht selten erfrischend exotische Art alles vereint, was ein Durstlöcher an heissen Tagen verlangt.» Natürlich hat er recht, der Pigott (und der Leser auch). Im Prinzip. Wenn wir mal von den grossen Sauvignons aus dem Bordelais absehen, von der Loire (Pouilly-Fumé und Sancerre), aus Neuseeland. Und welchen aus Österreich, genauer aus der Steiermark, noch präziser jenen, die Hannes Sabathi in Gamlitz unweit der slowenischen Grenze an- und ausbaut. Sabathi, 29, ist einer der jungen Wilden im Weinbau dieser Zone: unorthodox, ehrgeizig und cool. Er sagt: «Ich möchte Weine machen, die auch in dreissig Jahren noch eine deutliche Sprache sprechen und eine Linie, eine Philosophie zu erkennen geben.» Sehen wir mal davon ab, dass heute jeder Strumpfhosenfabrikant eine «Philosophie» für sich beansprucht, in der Sache ist er ernst zu nehmen, was umso erstaunlicher ist, als er sich ausnahmslos mit Weissweinen beschäftigt. Der «Reserve 2006», mehr als zwei Jahre im kleinen Holzfass gereift, ist ein Non-plusultra an Eleganz auf der nach oben offenen Sauvignon-Skala, komplex, vielschichtig und das pure Gegenteil jener aufdringlich parfümierten Nase, welche die Sorte auf zu fetten Böden und bei liebloser Ex-und-hopp-Vinifikation schon mal zeigen kann. Sabathi ist einer der schönsten Sauvignons gelungen, die mir je untergekommen sind. Sein bislang einziger Importeur in der Schweiz hat noch einige Flaschen. Sie sind ihren (happigen) Preis wert. Aber auch die fadengrad trockene, freche, kantigere «Klassik»-Version, weit entfernt vom banalen Sauvignon-Durchschnitt, ist sehr zu empfehlen.

**Sauvignon blanc Reserve 2006, Hannes Sabathi, Gamlitz, Südsteiermark.** 13,5%. Wy vom Mooschäuer, Kernenried. Fr. 55.– ([info@weinmooskeller.ch](mailto:info@weinmooskeller.ch))

# SUMMER SOUNDS

Die Sommer Konzertreihe im Kaufleuten

Montag 3. August

## SEELENLUFT

feat. SAALSCHUTZ

Seelenluft.net & Saalschutz.com

Dienstag, 4. August 2009

## KUTTI MC

& ONE SHOT ORCHESTRA

myspace.com/kuttimc

Donnerstag, 6. August 2009

## SARDA

Sardamusic.ch

Dienstag, 11. August 2009

## SEVEN

Sevensoul.ch

Donnerstag, 13. August 2009

## DELILAH'S

delilahsmusic.com

Montag, 17. August 2009

## ANNAKIN

Annakin.net

Dienstag, 18. August 2009

## BIG ZIS

Bigzis.com

Mittwoch, 19. August 2009

## KUMMERBUBEN

Kummerbuben.com

Donnerstag, 20. August 2009

## TRUMMER

feat. Valeska Steiner & Nadja Stoller

Trummeronline.ch

Tickets: Kaufleuten.com, Starticket.ch, Eventim.ch, Ticketcorner.com

★ Heineken

students.ch

TagesAnzeiger



## Geschichte

# Goethe im Löwenkäfig

Ein meisterhaftes Buch schildert die Begegnung des Dichters mit Kaiser Napoleon. Die Lektüre ist so spannend wie ein Krimi.

Von Michael Maar

Hätte er mehr auf seine Träume hören sollen? Napoleons Diener Constant überliefert, der Kaiser sei während des grossen Erfurter Kongresses von einem Alptraum heimgesucht worden: Ein Bär habe ihm die Brust geöffnet und sein Herz zerfleischt. Dass es ein russischer Bär war, ist zwar nicht Teil der Überlieferung, lag aber auf der Hand. Der Kaiser der Franzosen, der halb Europa unterworfen hatte, wollte sich in Erfurt vor der Gefahr eines Zweifrontenkriegs sichern. Napoleons Truppen standen in Spanien vor einem zermürbenden Winterkrieg, in Preussen braute sich etwas zusammen, und Österreich rüstete gegen ihn auf. Darum war es von höchster Dringlichkeit, dass er Russland auf seine Seite brachte.

### «Qu'en dit Mr Göt?»

Von den 54 Monarchen, die sich im Herbst 1808 in Erfurt versammelten, um Napoleon die Ehre zu erweisen, war nur einer wichtig: der Zar Alexander. Damit der junge Zar mit ihm gegen Österreich paktierte, musste er umworben und eingewickelt, er musste überwältigt und mit Prunk und Schmeichelei geblendet werden. An kleinen Gesten der Demütigung sollte es aber auch nicht fehlen. «Taisez-vous, ce n'est qu'un roi!», zischte wütend der kommandierende Offizier, wenn bei der täglichen Aufführung des eigens nach Erfurt beorderten Théâtre-Français das nur für die beiden Kaiser reservierte dreifache Trommelsignal einmal versehentlich schon beim Eintritt des Königs von Württemberg erklang.

Dass Napoleon die deutschen Monarchen zusammen mit der Herzogin von Weimar eine Stunde lang in seinem Vorzimmer warten liess, war ein Teil dieser Strategie der Demütigung. Wie vollkommen sie aufging, berichtet in seinen Memoiren Napoleons damaliger Grosskammerer und ehemaliger Aussenminister Talleyrand. Vor Bonaparte seien alle Fürsten zu devoten Höflingen geworden; nicht einen habe er gesehen, der es gewagt hätte, furchtlos und frei die Hand auf die Mähne des Löwen zu legen.

Nicht einen? Ein anderer Gast aus Weimar hätte Talleyrands Verdikt entkommen müssen – ein Besucher, den der Kaiser nicht demütigend lange im Vorzimmer hatte stehen lassen. Als Johann Wolfgang von Goethe am 2. Oktober in Erfurt zur Frühaudienz beim Kaiser vortrat, der sich viel Zeit für ihn nahm und sich als gewiegter Kenner seines Werks erwies, war es der Höhepunkt einer langen Entwicklung.

Inkognito beobachtet hatte Goethe ihn vermutlich schon zwei Jahre zuvor im Weimarer Palast; innerlich tief beschäftigt hatte Bonaparte ihn seit je (wenn auch nicht so früh wie Wieland, der seinen Aufstieg schon seit dem Italienfeldzug vorhergesehen hatte). Das Gespräch in Erfurt wurde zu Goethes Sternstunde, die er im Lauf der Jahre immer stärker mythisierte.

Wie treu und traulich der mächtigste Mann Europas – und also der Welt – mit ihm geplaudert hatte, erfüllte ihn den Rest seines Lebens mit Stolz. «Qu'en dit Mr Göt?» war die stehende Wendung nach den Exkursen gewesen, in denen Napoleon sich gesprächsweise ergangen hatte – Goethe machte sie später beim Diktieren nach, so wie er sich einmal auch an Bonapartes Handschrift versuchte. Und sieben Mal hatte er seinen «Werther» gelesen! Der Autor, der dem Kaiser, seinem Kaiser, wie Goethe ihn fortan nannte, dafür nicht ein paar Kriegszüge verziehe, müsste noch geboren werden. Übrigens war sein Wohlwollen auch eine gute Versicherung für den Notfall: Dergleichen Horror wie in der Octobernacht zwei Jahre zuvor, als die französischen Truppen in Weimar eingefallen und im Wohnhaus am Frauenplan nur durch den beherzten Widerstand von Goethes Frau Christiane von schweren Exzessen abzuhalten waren – solche unzutraglichen Störungen würden unter dieser Protektion nicht mehr vorkommen.

Das Kreuz der französischen Ehrenlegion trug Goethe aber auch dann noch, als sich der Wind wieder gegen Bonaparte gedreht hatte. Deutschlands grösster Dichter kam von der Faszination von seinem Kaiser nie los. Seit Napoleons Rückkehr aus Elba hatte sich die persönliche Bewunderung allerdings von der politischen Zustimmung getrennt. Nur an jener

### «Am Jüngsten Tag vor Gottes Thron / Stand endlich Held Napoleon».

hielt Goethe bis zuletzt fest. Schimpfreden oder Karikaturen auf den Gestürzten waren ihm verhasst. Als er davon las, dass der auf St. Helena Gefangene seine Uniform wenden lassen müsse, weil der berühmte grüne Stoff nicht mehr greifbar war, sah er darin einen «vollkommen tragischen Zug». Sei es nicht rührend, fragt er Eckermann, «den Herrn der Könige zuletzt soweit reducirt zu sehen, dass er eine gewendete Uniform tragen muss?» Nur





*Sieben Mal den «Werther» gelesen:* Kaiser Napoleon I.



*Bewunderung für die dämonische Natur:* Johann Wolfgang Goethe.

der Zusatz zeigt, dass Goethe inzwischen auch die andere Seite sah. «Und doch, wenn man bedenkt, dass ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde.»

Aber es blieb die Bewunderung für die dämonische Natur. Nach dem Tod des Verbannten verfasste Goethe ein blasphemisches Gedicht, für dessen Abdruck man noch Jahrzehnte später eine Anklage wegen Gotteslästerung riskierte. «Am Jüngsten Tag vor Gottes Thron / Stand endlich Held Napoleon», beginnt dieses Gedicht, und es führt aus, wie der Teufel sich vor diesem Thron anschickt, ein grosses Sündenregister Napoleons vorzulesen. Da erklingt eine Stimme von oben: «Wir wissen alles, mach es kurz! / Am Jüngsten Tag ist's nur ein ... / Getraust du dich, ihn anzugreifen, / So magst du ihn nach der Hölle schleifen.»

Selbst Satan, meint Goethe, würde es sich wohl kaum getrauen. Denn Napoleon war dämonischer Natur, und es war dieses Dämonische, das Goethe im Innersten bewegte. Er selbst stand in tieferer Fühlung damit. Wenn der Kaiser eine Schlacht verlor, fiel in Goethes Arbeitszimmer ein Bild von der Wand. Als er sich von Elba befreite, prophezeiten Initialen auf einem prompt am Frauenplan eintreffenden Ring seinen Untergang. Der abergläubische oder mystische Goethe konnte zur frei-

heitskämpferischen, napoleonfeindlichen Jugend kein anderes Verhältnis haben als ein gespaltenes. «Schüttelt nur an euren Ketten», rief er, «der Mann ist euch zu gross! Ihr werdet sie nicht zerbrechen!»

Als sie dann doch zerbrochen wurden, war Deutschland schon auf die schiefe Ebene geraten. Die national gestimmte studentische Jugend verbrannte die ersten Bücher. Napoleons Einfluss auf den fatalen Sonderweg Deutschlands, der sich im Wartburgfest abzeichnete, geht aus der Studie des Historikers und Publizisten Gustav Seibt, aus der wir alle diese Kenntnisse ziehen, so plastisch wie beiläufig hervor.

### Trouvailles und filigrane Ironie

Diese Studie, «Goethe und Napoleon», ist, keine Umschweife, ein Meisterwerk. Falls irgendjemand einen Krimi liest, dann bitte weglegen und zu etwas wahrhaft Spannendem greifen: dieser grossen, grossartigen Erzählung vom Rencontre des Geists mit der Macht. Das Meisterhafte liegt nicht nur in der Kunst der Vergegenwärtigung: also darin, wie wir uns in immer enger werdenden Kreisen Erfurt nähern und mit dabeizustehen glauben, wenn Goethe endlich zum Empereur vorgelassen wird und das berühmte «Voilà un homme» zu hören bekommt; oder darin, wie Seibt uns immer tiefer in die karger und kühler werdende Innenwelt des alten Dichters zieht. Meisterhaft ist Seibts

souveräne Beherrschung des Materials, meisterhaft sein Reichtum an Funden und farbigen Details. Nicht die feinste Spur, die das Napoleon-Erlebnis in Goethes Werk hinterlassen hat, wird von diesem akribischen Leser übersehen. Was hat der persische Dichter Hafis oder der deutsche Gelehrte mit Napoleon zu tun? Seibt blättert es uns auf. Er entdeckt eine entlegene – oder eben gerade nicht entlegene, nur vergessene – politische Schrift über den ewigen Kampf der See- gegen die Landmächte, eine Art vorweggenommener Carl Schmitt, die Goethe sichtlich tief beeindruckte und noch den Schluss des «Faust II» unterspült – den Seibt als ein letztes Wort zu Bonaparte entziffert. Auch «Dichtung und Wahrheit» liest er neu und kann nachweisen, dass Goethe, indem er scheinbar nur in Jugenderinnerungen kramt, einen versteckten Kommentar zur napoleonischen Gegenwart gibt.

Mit solchen immer nur beiläufig markierten Pointen und Trouvailles ist jedes Kapitel dieser Studie gespickt; und doch sind es nicht diese Funde, die ihre grösste Stärke ausmachen. Die wahre Stärke des hochgelehrten Buchs liegt darin, dass es nicht für den Kenner, sondern den gewöhnlichen Leser geschrieben ist. Aber auch das ist es noch nicht allein. Das Mitreisende ist der freie, gerechte Geist, der in ihm herrscht. Seibt hat Verständnis für fast alles, seine Ironie ist allseitig und filigran, und

vom wohlfeilen Besserwissen der Späteren hält er sich fern.

Die Sympathien des Autors für den Kaiser der Franzosen, die «Garantiosigkeit in Person», wie Jacob Burckhardt ihn nannte, sind spürbar gering. Das zeigt sich nicht in anklägender Pathos, sondern in trockenen *asides*. Wenn Napoleon sich in dem berühmten Bulletin nach dem verlorenen Russlandfeldzug auf den plötzlichen Wintereinbruch beruft und erklärt: «Wir mussten, mit einem Worte, im Marsch bleiben, um nicht zu einer Schlacht gezwungen zu werden, welche wir aus Mangel an Munition nicht wünschen durften», fügt Seibt hinzu: «Das hätte man auch einfach <Flucht> nennen können.» Und zählt lakonisch die groben logistischen Fehler auf, die beim besten Willen nicht dem Winter in die Fellschuhe zu schieben waren.

### Russische Halsstarrigkeit

Napoleon hatte eben nicht auf seinen Traum gehört. Der russische Bär hatte ihn dann doch zerfleischt und jedenfalls die meisten seiner Soldaten. Goethe spielt auf das brennende Moskau und das Fiasko des Feldherrn gerade dort an, wo man es am wenigsten vermutet hätte. Ausgerechnet im «West-östlichen Divan», der sich ostentativ von den Forderungen des Tages abzuwenden und im Orient zu verlustieren scheint, finden sich die kühnsten, man möchte sagen: die nietzscheanischsten Gedanken zum aussermoralischen Recht des Tyrannen. Nur trägt dieser Tyrann statt Napoleons den Namen des Mongolenfürsten Timur. Im zweiten Gedicht des «Buches Timur» wird das Duftöl von Suleika besungen, für das Tausende Rosen geknickt werden mussten. «Sollte diese Qual uns quälen, / da sie unsere Lust vermehrt?», fragt der Dichter Hafis, als wäre er schon Zarathustra: «Hat nicht Myriaden Seelen/Timurs Herrschaft aufgezehrt?» Tja, allerdings einen Haufen Seelen, die auch Timurs französischer Nachfolger auf dem Gewissen haben müsste – wenn er denn ein solches besäse. Aber der erwidert nur, aus dem Mund des Mongolen: «Was? Ihr missbilliget den kräftigen Sturm / Des Übermuts, verlogene Pfaffen? / Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm, / So hätt' er mich als Wurm geschaffen.»

Das dämonische Genie lässt sich nicht nach den Massstäben der Moral bemessen – *tant pis* für die Würmer und Myriaden Seelen.

Es war eine halbe Million Menschen, genauer beziffert, die allein bei Napoleons Russland-Feldzug ihr Leben verloren. Viele der wenigen Heimkehrer, schreibt Seibt, waren zu Krüppeln ohne Nasen, Ohren und Zehen geworden. «Sie stanken so entsetzlich, dass die Menschen vor diesen Untoten zurückwichen.»

Was hatte Napoleon geritten? Wie hat ihn sein Dämon so irregeleitet? Der Fehler geht, ausser auf seinen Charakter, wieder auf Erfurt



Frühaudienz beim Kaiser: Goethe trifft Napoleon in Erfurt, 1808.

zurück. Trotz aller Anstrengungen hatte sich der russische Zar nicht umbiegen lassen. Das lag freilich weniger am Zaren als an Napoleons rechter Hand. Es war Talleyrand, der mit untrüglichem Gespür die Gefahren der napoleonschen Masslosigkeit erkannt hatte. In Erfurt leistete er sich den tollkühnsten Hochverrat in der Geschichte der Diplomatie. Talleyrand bestärkte den Zaren, den er aus früheren Verhandlungen kannte, heimlich darin, nur nicht Napoleon nachzugeben. Jeden Abend nach dem Theater und den Gesprächen der beiden Kaiser hinkte der französische Mephisto in den Salon der Fürstin von Thurn und Taxis, in dem Alexander seinen Nachttee zu sich nahm. Dort fütterte er ihn vor aller Augen – und gerade darum unauffällig – im Plauderton mit Tipps gegen Napoleon, die sich der Zar auf kleinen Spickzetteln notierte und bis zum nächsten Verhandlungstag auswendig lernte. Napoleon verzweifelte über die unerwartete russische Halsstarrigkeit so sehr, dass er seinen Hut zertrampelte. Erst Monate später kam er dahinter, welchem Ränkespiel seines klumpfüssigen Beraters er aufgesessen war, und nannte ihn, unvergesslich, «de la merde dans un bas de soie» – ein Stück Scheisse im Seidenstrumpf.

Nicht im Seidenstrumpf, sondern in der «gewendeten Uniform» siechte der von den Eng-

ländern Deportierte – und vielleicht Vergiftete – dann auf der Vulkaninsel St. Helena im Südatlantik dahin, während in Weimar der Geistesfürst über seine Begegnung mit der dämonischen Macht nachsann. Warum sinnt man auch heute so gerne der Konstellation dieser beiden Granden nach?

Gustav Seibt hat seine Passion für die Geschichte einmal mit dem Gefühl der Enge erklärt, das ihn überwältigen würde, wäre er in der schmalen Nische der Gegenwart eingeschlossen. Die Klaustrophobie nicht im Raum, sondern in der Zeit – sie wird in seinem horizontweiternden Buch so einleuchtend, dass man nach der Lektüre sofort zu den Memoiren Talleyrands und dem «Napoleon» Walter Scotts greifen will – und natürlich zum unergründlichen Meister und Löwen Goethe selbst. Dass der mit diesem Deuter einen findet, der ihm so unerschrocken wie respektvoll in die Mähne greift, ist ein Glück für uns Leser.



Gustav Seibt: Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung. C. H. Beck, 2008. 288 S., Fr. 34.50

## Mystischer Bimbam

«Harry Potter and the Half-Blood Prince» ist nur noch rasender Stillstand. Von Wolfram Knorr

Der Zug dampft wieder kräftig durchs schottische Hochland, Schloss Hogwarts ist gewienert, die Rauschebärte sind entstaubt, das sechste Schuljahr von Harry Potter kann beginnen und der heiligste Bimbam wieder seinen mystischen Lauf nehmen. Zur Londoner Premiere von «Harry Potter and the Half-Blood Prince» fanden sich trotz üblichem PR-Rummel weniger Zaungäste ein. Schuld daran war der Betroffenheitszirkus um die pompöse Trauerfeier Michael Jacksons, des echten Zauberers des Pop.

Das bescheidenere Interesse am sechsten «Potter» ist auch ganz gut, denn der ist über weite Strecken quälend langweilig. Zweieinhalb Stunden schleppt sich der Hokuspokus um den Zauberlehrling Harry (Daniel Radcliffe), seine Mitschüler und Lehrer wirr und unentschieden dahin, als wollte man Potters Fantasy-Gehege auf einmal als Sackgasse outen. Kaum Action, kaum Spannung, nur optische Dauerwellen, von den Quidditch-Wettkämpfen über Potz-Blitz-Zisch-Zauberstunden bis zu den Knaben, die in die Verwirrungen erster Liebe geraten. Ab und zu, um Unheil und Schrecken bemüht, schleichen Finsterlinge über knarrende Treppen und durch Schlossflure, versickern aber wieder irgendwo.

Das magische Getue wird zum öden Fantasy-Fliessband, auf dem die Einfälle wie olle Kamellen die Runde drehen: dräuende Nebel-

schwaden, schwarze Rauchsäulen, die als Windhosen durch die Gegend zischen, barbarossaartige Magier, die die Nervensägen des Bösen mit Ratzfatz-Sprüchen einschüchtern, und anderes Abrakadabra, das leider nur narkotisiert. Die Computerpixeleien sind toll, aber das verwunschene Parallele-Welt-Dekor in seiner Übermöbliertheit ist inzwischen recht nahe den seelenlosen Krawallerien à la «Transformers»: Auch «Harry Potter and the Half-Blood Prince» ist nur noch «rasender Stillstand» (Paul Virilio).

«Potter»-Filme sind eine Goldgrube – die bisherigen Folgen spielten um 570 Mio. Euro ein –, doch die Produktion, die den siebten und letzten Band in zwei Filme aufspießt, muss Obacht geben, dass sie an der Fantasy-Karawane dranbleibt, denn die zieht in Richtung Transsilvanien, wo vornehm blasse, ephebenhafte Jünglinge mit der Müdigkeit vieler Jahrhunderte auf Lippen und Lidern die knospenden Mädchen betören. Vielen Teenies erscheint das liturgische Spiel mit der «Dauerkose» (die ewige Vorlust) erregender als das Gefuchtel mit Zauberstäben. Die US-Autorin Stephenie Meyer («Twilight») hat die Zeichen der Zeit erkannt. Hoffentlich auch Harry Potter.

**Harry Potter and the Half-Blood Prince**  
Regie: David Yates. GB, 2009



*Gefuchtel mit Zauberstäben:* Severus Snape (Alan Rickman), Minerva McGonagall (Maggie Smith).

## Blick zurück in Liebe

Von Peter Ruedi

Sind die Titanen abgetreten, ist die Stille schwer auszuhalten. John Coltrane war eine solche Übergrösse. Nach seinem Tod 1967 trat im Jazz so etwas ein wie ein Horror Vacui, jene Leere, die auch noch die abgebrühtesten Kenner zögern lässt, wenn nach dem allerletzten der vielen sich auftürmenden Schlüsse einer Bruckner-Sinfonie eine Art donnerndes Schweigen Applaus eigentlich verbietet. Natürlich setzt der dann doch ein. Nach Coltranes Abgang explodierten die Epigonen, denen des Kaisers alte Kleider um die Schultern schlotterten wie viel zu grosse Klamotten aus dem Brockenhaus. «Mit Coltrane spielen war ein schöner Alptraum», sagte der Drummer Roy Haynes. Nach ihm auch. Der lange Schatten des Meisters verdunkelt die unzähligen Hommagen, die ihm dargebracht wurden wie Gottesdienste. Seine modalen Skalen haben Hunderte verinnerlicht. Intensität aber ist keine Lehr- und lernbare Qualität, und die Imitationen machten deren Abwesenheit nur umso schmerzlicher.

Nun ist allerdings ein Coltrane-Projekt der anderen Art erschienen. Es beschwört den fernen Klang des Originals, dessen Spirit grade deshalb, weil es bei allem Respekt auch die Differenz betont. Für kurze drei Monate war Kuhn Coltranes Pianist, bevor McCoy Tyner seinen Platz einnahm. Von dem unterschied ihn manches, vor allem aber eine harmonische Differenziertheit, eine an Bill Evans geschulte Verschränkung von Modalität und Impressionismus. Diese Spannung, im Rückblick noch akzentuierter, ist hinreissend. Kuhn wie Lovano (und ihre Partner David Finck am Bass und Joey Baron am Schlagzeug) schaffen eine Verlängerung von Coltranes Hymnik in ein eigenes Idiom. Und sie konterkarieren ihre hinreissende Balladenkunst mit einer Coltrane ganz fremden Qualität: Humor. «Mostly Coltrane» – nicht nur, weil Kuhn zwei Eigenkompositionen beisteuert. Eine der CDs des Jahres.

Reizvoll übrigens, auf einer Neuausgabe von drei LPs aus den siebziger Jahren Kuhn wieder zu begegnen: einmal mit Steve Slagle an den Saxofonen, einmal mit der Sängerin Sheila Jordan, einmal solo. Ihr schöner Titel passt nicht schlecht auch für das jüngste Opus.



**Steve Kuhn Trio with Joe Lovano:**  
Mostly Coltrane.  
ECM 2099 270 1114

**Steve Kuhn:** Life's Backward Glances. Solo and Quartet.  
3 CDs. ECM 2090-92 779946

# Lotterie

**Mike Keitas Asylantrag in der Schweiz ist ganz korrekt abgelehnt worden. Aber auch für diesen Fall gibt es Reglemente und Vorschriften. «Doppelpass», Folge 34.**  
*Von Charles Lewinsky*

Für den erfolglosen Asylbewerber, der mangels gültiger Papiere nicht ausreisen kann, ist so ein Nichteintretensentscheid ein bisschen wie die Ziehung in einer Lotterie, in der es nichts zu gewinnen gibt. Er weiss zwar bereits, dass sein Los eine Niete ist, und trotzdem ist er gespannt, zu erfahren, welche Art von Niete er gezogen hat. Denn nicht alle Nieten sind gleich. Pech ist einem in dieser Lotterie zwar garantiert, aber ob es nur ein kleines oder das ganz grosse Pech ist, das entscheidet der Zufall oder möglicherweise auch die Tageslaune des zuständigen Beamten. Vielleicht hat es aber auch gar nichts mit dem Mann hinter dem Schreibtisch zu tun, und es ist ein neutraler Computer, der die Schicksale nach einer exakten Quote berechnet und sie auf Knopfdruck ausspuckt.

Das alles erfährt der Asylbewerber nicht, wenn er seine Niete in Empfang nimmt.

Der Zettel, den man ihm in die Hand drückt, ist grün, was in diesem Fall eigentlich die falsche Farbe ist. Denn dieses Grün bedeutet nicht freie Fahrt. Es bedeutet: Stopp. Es bedeutet: Einbahnstrasse. Von hier bis zur Grenze.

Auf dem Zettel steht: «Verlassen Sie das Land!» Es steht natürlich noch sehr viel anderes darauf, eine ganze Liste von Dingen, die er nun darf oder nicht darf, aber das ist das Wichtigste.

Verlassen Sie das Land!

Regeln sind Regeln, und Vorschriften sind dazu da, dass man sie einhält. Die Bürokratie bestimmt nicht, sie führt nur aus. Das tut sie nicht immer sinnvoll, aber stets konsequent.

Weil Mike keine Papiere hatte, konnte auf sein Asylgesuch nicht eingetreten werden. Das war logisch. Weil auf sein Asylgesuch nicht eingetreten werden konnte, sollte er die Schweiz verlassen. Das war konsequent. Er konnte die Schweiz aber nicht verlassen, weil er keine Papiere hatte. Das war ein Problem.

Aber – «gouverner c'est prévoir», hätte Eidenbenz gesagt – es war ein vorhergesehenes Problem. Ein Problem, auf das man amtlicherseits eingerichtet war. Auch für diesen Fall gab es eine Vorschrift und ein detailliertes Reglement. Der Betroffene wurde einem Kanton zugeteilt, der sich so lang um ihn zu kümmern hatte, bis die Ausreise möglich geworden war.

Welchem Kanton? Da setzte eben die Lotterie ein. Oder doch zumindest der erste Teil der



Lotterie. Für einen abgewiesenen Asylbewerber – wenn das Mike in diesem Moment auch noch nicht wusste – gibt es nämlich gute und schlechte Kantone. Und in den Kantonen wiederum bessere und schlechtere Gemeinden. Aber das ist dann schon die nächste Ziehung. Mit einem neuen Lostopf, in dem wieder nur lauter Nieten warten.

Von dem Kanton, dem er zugeteilt wurde, hatte Mike noch nie etwas gehört. Er lag in einem Teil des Landes, in dem er noch nie gewesen war. Aber das hatte Herrn Hasler nicht zu interessieren. Es gab so viele Anträge zu bearbeiten. Wo käme man hin, wenn man auch noch auf jeden Sonderwunsch Rücksicht nehmen wollte?

«Melden Sie sich in der Kantonshauptstadt», hatte Herr Hasler gesagt. «Dort wird man Ihnen mitteilen, welche Gemeinde in Zukunft für Sie zuständig ist.»

«Wie soll ich denn ...?», setzte Mike an. Die Frage wurde jedes Mal gestellt, und Herr Hasler musste sie nicht zu Ende hören, um die Antwort zu geben. Es war alles vorgesehen.

«Kein Problem», sagte er. «Hier haben Sie eine Tageskarte der SBB. Vergessen Sie nicht, sie am Bahnhof abzustempeln, bevor Sie in den Zug einsteigen.»

Es war Mikes eigener Fehler, dass er noch am selben Tag losgefahren war. Wenn er sich ein bisschen mehr mit der Geografie der Schweiz befasst hätte – und das konnte man, nicht nur nach Herrn Haslers Meinung, durchaus von ihm verlangen –, dann hätte er sich ausrechnen können, wie lang die Fahrt mit dem Zug von Kreuzlingen aus dauern würde. Ganz

exakt hätte er es sich ausrechnen können, denn in diesem Land fahren die Züge pünktlich. Dann hätte er auch gewusst, dass dort alle Büros der Verwaltung schon geschlossen sein würden, wenn er ankam. Erst am nächsten Morgen, exakt um acht Uhr fünfzehn, gingen sie wieder auf.

Es war ein hübsches Städtchen, in das man ihn geschickt hatte, mit vielen alten Häusern. Die Luft war mild, und es wäre gar nicht so unangenehm gewesen, eine Nacht lang durch die Gassen zu schlendern und sich irgendwann auf einer Parkbank ein wenig hinzulegen. Aber dann begann es zu regnen, ein ruhiger, ausdauernder Sommerregen, von der Art, die einen im Bett nicht aufweckt, sondern nur noch fester in den Schlaf wiegt.

Wenn man ein Bett hat.

Er hatte nicht einmal mehr den alten Marabu-Mantel.

Durch den breiten Torbogen, unter dem er Schutz suchte, waren früher bestimmt einmal Kutschen gefahren. Seit in den Schaufenstern die Lichter ausgegangen waren, sah die leere Strasse nicht viel anders aus, als sie wohl vor ein paar hundert Jahren schon ausgesehen hatte. Als ob Herr Hasler ihm nicht nur einen anderen Landesteil, sondern auch eine andere Zeit zugeteilt hätte. Eine Zeit, die noch keine Grenzkontrollen und Aufenthaltsbewilligungen kannte und wo man nicht lange fragte, wenn jemand nur bereit war, den Pferdestall auszumisten oder Wasser aus dem Brunnen heranzuschleppen.

Wenn man sich auf den Boden hockte und aus seiner Reisetasche ein Kissen machte,



konnte man hier ganz gut ein bisschen träumen. Träumen und schlafen.

Das plötzliche Licht war so grell, dass er zuerst, noch nicht ganz wach geworden, an einen Blitz dachte. Aber es war nur eine Taschenlampe.

«Was machen Sie hier?», fragte der Mann mit der Lampe.

Mike hielt sich eine Hand vor die Augen. «Ich soll mich auf dem Amtshaus melden. Aber die Büros haben noch nicht offen.» Er wollte in die Tasche fassen, um die Verfügung der Empfangsstelle herauszuholen, aber das wollte der Mann nicht.

«Lass deine Hände, wo ich sie sehen kann», sagte er. Es klang nicht wie eine Drohung, sondern eher wie ein freundlicher Ratschlag.

Ein Polizist. Natürlich ein Polizist.

«Es tut mir leid», sagte Mike. «Ich bin eingeschlafen.»

«Das ist hier nicht erlaubt.»

Ein paar Augenblicke lang – er war wirklich noch nicht wach – sah sich Mike in einem Land, in dem das Schlafen ein für alle Mal verboten war, wo sich jeder strafbar machte, der für eine Minute die Augen schloss, wo man gebüsst wurde, wenn man eindöste, und im Gefängnis landete, wenn man bei einem Nickerchen erwischte wurde. In diesen paar Augenblicken – so schnell lassen sich Träume nicht abschütteln – kam ihm ein solches Gesetz auch ganz logisch und selbstverständlich vor, völlig passend zu dem fleissigen und ordentlichen Land, in dem er sich befand.

Aber dann rieb er sich die Augen, mit ganz langsamen Bewegungen, um den Polizisten nicht zu erschrecken, und verstand endlich,

was der uniformierte Mann gemeint hatte: Nur hier, unter diesem Torbogen, war das Schlafen nicht erlaubt.

Auch nicht, wenn es regnete.

«Es tut mir leid», sagte er noch einmal.

Der Polizist liess die Taschenlampe sinken und steckte sie in eine Halterung an seinem Gürtel. Es hingen da auch noch andere Gerätschaften, was man eben so braucht, wenn man Polizist in einer Kantonshauptstadt ist.

«Komm mit», sagte er und ging voraus, ohne sich umzusehen. Er kam wohl gar nicht auf den Gedanken, dass Mike ihm nicht folgen könnte.

Auf dem Posten roch es nach Kaffee, und sie schenkten ihm eine Tasse ein. Der Beamte, der ihn aufgeweckt hatte, schimpfte über den Regen, aber nicht wirklich ärgerlich, sondern mehr, als ob sich das gehörte, so wie man ganz automatisch «Gesundheit» sagt, wenn jemand niest.

Sein Kollege, ein nicht mehr ganz junger Mann mit einem fröhlichen Bäuchlein, sah Mike prüfend an und sagte dann: «Lass mich raten. Senegal?»

«Guinea.»

«Nicht schlecht getippt.» Der Postenchef war sichtlich zufrieden mit sich. «Hast du Hunger?»

Sie behandelten ihn wie einen Gast, wohl nicht, weil er ihnen so sympathisch war, sondern ganz einfach, weil sie sich langweilten und für jede Ablenkung dankbar waren. Die Stadt, für deren Sicherheit sie zu sorgen hatten, war so ordentlich und sauber, dass es für einen Polizisten wahrscheinlich nicht viel zu tun gab. Ein paar Betrunkene vielleicht ab und zu oder ein gestohlenen Fahrrad.

Es fanden sich ein Apfel und eine Packung Kekse für ihn, und eine Bank, auf der er es sich bequem machen durfte.

«NEE?», fragte der freundliche Mann mit dem Bäuchlein.

Mike hatte die Abkürzung noch nie gehört und musste sie sich erklären lassen.

«Nichteintretensentscheid?»

«Ja, heute bekommen. Oder», verbesserte er sich nach einem Blick auf die Uhr, «eigentlich gestern.»

«Du hättest es schlechter treffen können», sagte der Postenchef. «Bei uns im Kanton sind sie nicht allzu stur. Es kommt natürlich drauf an, in was für eine Gemeinde sie dich schicken.»

«Das ist mir egal. Solang ich dort nur Arbeit finden kann.»

«Das ist nicht erlaubt», sagte der Polizist, der schon das Schlafen unter Torbögen verboten hatte. «Da hast du deine Verfügung nicht richtig gelesen. Keinerlei Art von bezahlter Arbeitstätigkeit.»

«Aber ich muss doch leben!»

«Dafür wird schon gesorgt», sagte der Postenchef. «Das, was du brauchst, bekommst du von deiner Gemeinde. Verpflegung und Unterkunft.»

Es war wirklich nicht viel los um diese Zeit, und so hatten sie Zeit, ihm zu beschreiben, was es da alles für Möglichkeiten gab. Er konnte zum Beispiel einen Platz in einer Zivilschutzanlage bekommen, die waren zwar ein bisschen stier, aber immer sehr sauber und mit allem ausgestattet, was man zum Übernachten brauchte. Solche Anlagen gab es allerdings nur in den grösseren Orten, und wenn ihn die Nietenverlosung in ein kleines Dorf verschlug, wenn er Pech hatte, irgendwo ganz oben in einem Tal, dann würde er wohl mit einer sehr viel bescheideneren Unterbringung zufrieden sein müssen. Und was die Verpflegung anbelangte...

«Ich möchte niemandem zur Last fallen», sagte Mike schon zum zweiten Mal.

«Das hättest du dir früher überlegen müssen», sagte der Polizist. «Bevor du in die Schweiz gekommen bist.»

Auf der Bank hätte man sich auch ausstrecken können, aber das wäre unhöflich gewesen. Mike versuchte, nicht zu gähnen. Der Postenchef hielt den unterdrückten Laut wohl für ein Stöhnen und sagte tröstend: «Mach dir keine Sorgen. Verhungert ist bei uns noch keiner.»

«Ausser dem einen», wandte sein Kollege ein.

«Der zählt nicht», sagte der Postenchef. «Das war ein Hungerstreik. Da hat er es sich selber zuzuschreiben.» Und zu Mike gewandt: «Möchtest du noch einen Apfel?»

**Folge 35** des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

**Im Internet**

Alle Folgen auf [www.weltwoche.ch/doppelpass](http://www.weltwoche.ch/doppelpass)

## Seh ich dich im Blumenmeer

Die Floristin Fany Schmid, 43, und der Objektleiter Ruedi Mayer, 46, haben im Juni geheiratet. Eine traumhafte Verbindung.

**Fany:** Ich betreibe seit vielen Jahren einen Bauernhof in der Ostschweiz. Es gibt einen Weinberg, rundherum weite Felder, und bis vor einigen Jahren hatte es auch noch Vieh im Stall. In Peru wuchs ich in einer vierzehnköpfigen Grossfamilie auf. Wenn ich an meine Heimat denke, sehe ich Blüten so gross wie Kinderköpfe, Hortensien und kornblaue Nelken. Als Kind schmückte ich die Kirche in unserem Dorf, und seither sind Blumen mein Leben. In Winterthur ging ich zuerst mit selbstgeordneten Sträussen auf den Markt. Später eröffnete ich auf dem Hof ein Café, in dem exotische Pflanzen, Orangenbäume und Orchideen blühen. In diesem Ambiente fand auch unsere Hochzeit statt. Ich fuhr in einer Kutsche vor, die ganz mit weissen Lilien geschmückt war.

**Ruedi:** Als ich Fany sah, dachte ich: «Wer ist diese wunderschöne Frau? Die fährt sicher an mir vorbei.» Spass beiseite: Der Vater von Fany's verstorbenem Mann führte die Braut vor den aufgebauten Altar.

**Fany:** Ruedi und ich lernten uns auf den Tag genau sieben Jahre nach dem tragischen Unfalltod meines geliebten ersten Mannes kennen. Der Vater meiner Söhne begleitete mich in meinen Träumen durch die schweren Jahre. Er sagte mir: «Nimm meine Agenda und melde dich bei dieser oder jener Person. Sie wird dir helfen.» Ich befolgte alle seine Ratschläge, denn sie erwiesen sich immer als richtig. Als ich Ruedi kennenlernte, war ich seit Jahren nicht mehr ausgegangen. Dann überredete mich eine Freundin zu diesem Fest in Schaffhausen.

**Ruedi:** Ich war vier Tage zuvor von meiner ersten Frau geschieden worden und wollte mindestens ein Jahr warten, bevor ich erneut eine Beziehung einginge. Aber als ich Fany sah, war es Liebe auf den ersten Blick.

**Fany:** Mein erster Mann sagte mir im Traum: «Wenn es für dich stimmt, ist es gut.» Dann lösten sich Trauben von weissen Luftballons, die in den Himmel flogen. Seither hat er sich nicht mehr gemeldet. Wir konnten beide mit der Vergangenheit abschliessen.



«Es war Liebe auf den ersten Blick»: Ehepaar Schmid und Mayer.

**Ruedi:** Einen Tag nach unserem Kennenlernen besuchte ich Fany spontan auf dem Hof und lernte ihre kleinen Söhne kennen.

**Fany:** Nachdem er weg war, fragte der Grössere: «Hast du Namen und Adresse? Der wäre doch etwas für uns.»

**Ruedi:** Fany als Mensch und Fany als Südamerikanerin: Ich würde sagen, die Grenzen sind fließend. Sie ist eine explosive, kreative und spontane Persönlichkeit. Andererseits vereint sie auch Eigenschaften einer waschechten Schweizerin in sich, ist zuverlässig, pünktlich und gewissenhaft. Zusammen mussten wir lernen, dass die Liebe und der Stolz miteinander vereinbar sind und man Probleme löst, indem man sie bespricht.

**Fany:** Die Liebe vergrössert sich im Verlauf der Zeit. Meiner Meinung nach hat das auch mit den gemeinsamen Verantwortlichkeiten zu tun, die zu bewältigen sind. Es gab auch

schwierige Zeiten: Sie halfen mir, Gewissheit zu erlangen, dass Ruedi der Richtige ist.

**Ruedi:** Ich wollte Fany schon lange heiraten, fand aber, sie habe das Recht, zu warten, bis es für sie zu hundert Prozent stimmt.

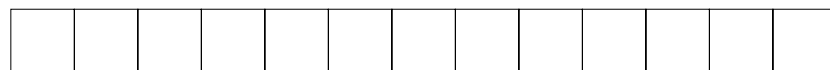
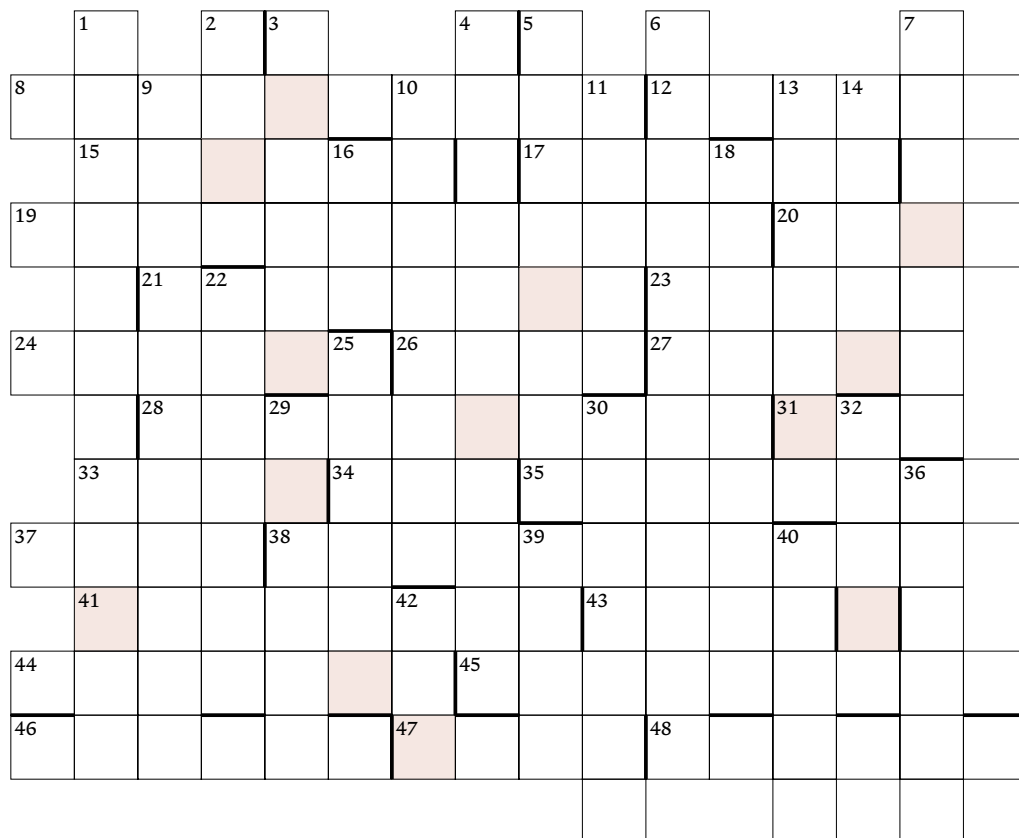
**Fany:** Ich hatte lange das Gefühl, ein falscher Faden würde durch unsere Beziehung laufen.

**Ruedi:** Dann träumte ich von Fany's verstorbenem Mann. Wir waren in einem U-Boot. In den Kojen schliefen die beiden Jungen. Ich versprach, für seine Söhne zu sorgen.

**Fany:** Von einem Tag auf den anderen löste sich dieses eigenartige Gefühl in Luft auf. Da habe ich Ruedi gesagt: «Jetzt heiraten wir, und zwar sofort.»

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Blumen: [www.blumen-cafe.ch](http://www.blumen-cafe.ch)



**Lösungswort** — Sein Ausdruck ist eindrücklich

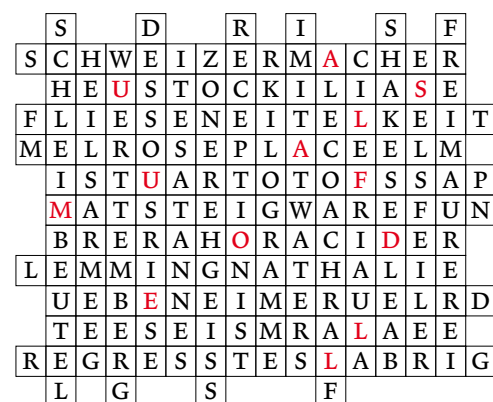
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — (v. h. = von hinten) 8 Ihretwegen hats und brauchts bald keine Kappen mehr an den Polen. 12 Einer ist immer auf dem Sprung, der andere gab sich die Ehre. 15 Nein, die Mescalero kommen nicht aus der Heimat des Wurmfusels. 17 Den Ort verlassen viele total verladen. 19 Als Bank kein sicherer Hafen. 20 Nicht Hard, aber Rock (j=i). 21 Bald Chefin der Brotkastenunion (o. ä.). 23 Der Ex-Premier hat einen rückwärtigen Bündnerbauch. 24 Scottys Projektor. 26 Ce prénom n'est pas d'un surréaliste. 27 Die punkten bei Deutschen im Minus. 28 Henry Allingham würde erst in 857 Jahren seinen Rekord knacken. 31 Seit 68 progressive Ja-Rocker (j=i). 33 Die runde Sache ist in Spanien nichts. 34 Bronsons eine Nacht. 35 Die Scharlach-Eminenz ist oft grau (v. h.). 37 Dieser Glarner Politiker. 38 Im enthusiastischen Geiste wird Bernd gespalten. 41 Das Personal ist völlig deplatziert. 43 Was Bern und Solothurn verbindet. 44 Un- verkürzlicht es. 45 Tierische Ordnung mit Biss und Schwänzen. 46 Hülle um noch nicht geborene Fülle. 47 Wo Flegel Korn aufs Korn nehmen. 48 Frischkäse ist in diesem Sinn ebenso gut gereift.

**Senkrecht** — (v. h. = von hinten) 1 Fest für den gemeinnützigen Toten. 2 Die Gebühr kann in die Knochen gehen - je nachdem. 3 Der Erdnusschnüffler ist der bekannteste seiner Art. 4 Solenostemonen brennen nicht aber zieren sich. 5 Ist Dantes Weg durch seine Komödie weitgehend. 6 Er unterhandelt unter Händelnden. 7 Mit ihrer langue fourchu ist sie auch ein enfant du paradis (v. h.). 9 Im Gehölz beim Metall leben sie haufenweise. 10 Textur einer Kinderkrankheit. 11 Süßes Gesülze. 13 Barschels war wie einer aus dem Lehrbuch. 14 Da ist Schwitzen wie die Sau natürlich (v. h.). 16 Die Mitte zwischen WET und EET. 18 Lebendbestand, um 10% vermindert. 22 Der eine bekannt am Schlüssel, der andere am Armaturenbrett. 25 Als Gewässerorgan ist die Muschel eine Schnecke (v. h.). 29 Simon&Garfunktels Marktortinsel der Kleinantillen. 30 Nudeln im Schichtbetrieb. 32 Quietscheentchenfreund und Kicherer. 36 Ästhetischer Theoretiker negativer Dialektik. 39 Unruhiger Staat an Tigers Sport. 40 Silvia geizt seit Längerem mit den ihren. 42 So ging 145 Jahre lang die Post ab.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 125**



**Waagrecht** — 7 SCHWEIZERMACHER (erfolgreichster Schweizer Film) 14 HEUSTOCK 17 ILIAS (Epos von Homer) 18 FLIESEN 19 EITELKEIT («Die Eitelkeit, der nimmersatte Geier, fällt nach verzehrtem Vorrat selbst sich an.» Skakespeare, König Richard) 20 MELROSEPLACE (US-TV-Serie; Melrose = Apfelsorte) 22 ELM 23 STUART (Maria, † 1587 (geköpft)) 25 OTOFSSAP (Passfoto) 28 MATS (... Wilander, wurde 1995 positiv auf Kokain (= «Schnee») getestet) 29 TEIGWARE 32 FUN (= recreation) 33 BRERA (Viertel von Mailand, Automodell) 35 HORA (Meister Hora in «Momo») 36 CIDER (engl. Apfelwein) 37 LEMMING (vermeintlicher Massenselbstmord) 38 NATHALIE (Hit von G. Bécaud von 1964) 39 UEBEN 40 EIMER 42 UELRD (ergibt «Luder» und «Rudel») 43 TEE 44 SEIS (= span. sechs; Seismologen) 45 MRALA (Alarm) 46 REGRESS 47 TESLA (Einheit der magnetischen Flussdichte) 48 BRIG (in «übrig»)

**Senkrecht** — 1 SCHLEIMBEUTEL 2 DESSOUS (Reizwäsche) 3 RECEPTION (Empfang in Hotels) 4 IMITAT 5 SHAKES (= engl. schüttelt; in «Shakespeare») 6 FREIMAUREREI 8 HEILSARMEE 9 WUERTTEMBERG 10 ZONE (Zeit...) 11 ALE (...mannen) 12 CILE (= ital. Chile; Finedellospazio = All-Ende) 13 ESEL (...sbrücke) 15 TESA (...film = Klebeband) 16 KILOGRAMME (1 Skrupel = 1,25 g) 21 COACH (= engl. Kutsche) 24 REHGEISS (Rehe gehören zu den Trughirschen) 26 FRIAUL 27 SFEILER (Reliefs) 29 TANNEN («Wenn eine tannigi Hose het ...») 30 WATERS (Roger ...; Muddy ...) 31 EDLEAB (Bälde) 34 RIESE 41 RALF (kommt von «Radulf»)

**Lösungswort** — AUSLAUFMODELL

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Polymere Werkstoffe,  
Feinchemikalien/Engineering



**Jetzt NEU! 4,10% p.a.**  
Minimum-Coupon in  
Schwedischen Kronen

## Floored Floaters

### Attraktiver Minimum-Coupon und Kapitalschutz per Verfall

- Floored Floaters in CHF, EUR & SEK (Schwedische Kronen)
- Minimum-Coupon: 2,25% p.a. in CHF  
3,25% p.a. in EUR  
4,10% p.a. in SEK
- Coupon-Zahlung: Vierteljährlich
- 100% Kapitalschutz per Verfall
- An steigenden Zinsen partizipieren
- Emittenten-Rating: Aa2 (Moody's) / A+ (S&P)
- Geld-/Briefspanne: 0,50% (CHF & EUR) und 0,75% (SEK)\*

#### Jetzt in Zeichnung

Minimum-Coupon (Floor)	Coupon p.a.	Basiswert	Coupon-Zahlung	Kapitalschutz per Verfall	Verfall	Valoren	Geld-Briefsp.*
2,25% p.a.	Maximum aus 2,25% und 3m CHF LIBOR	Dreimonats-satz (CHF LIBOR)	viertel-jährlich	100%	29.07.2013	10'125'815	0,50%
3,25% p.a.	Maximum aus 3,25% und 3m EURIBOR	Dreimonats-satz (EURIBOR)	viertel-jährlich	100%	29.07.2013	10'125'814	0,50%
4,10% p.a.	Maximum aus 4,10% und 3m STIBOR	Dreimonats-satz (STIBOR)	viertel-jährlich	100%	29.07.2014	10'125'813	0,75%

#### Börsentäglich handelbar an der Scoach

Minimum-Coupon (Floor)	Coupon p.a.	Basiswert	Coupon-Zahlung	Kapitalschutz per Verfall	Verfall	Valoren	Geld-Briefsp.*
2,50% p.a.	Maximum aus 2,5% und 3m CHF LIBOR	Dreimonats-satz (CHF LIBOR)	viertel-jährlich	100%	24.06.2014	10'125'803	0,50%
3,00% p.a.	Maximum aus 3,0% und 3m EURIBOR	Dreimonats-satz (EURIBOR)	viertel-jährlich	100%	25.06.2012	10'125'804	0,50%
3,50% p.a.	Maximum aus 3,5% und 3m EURIBOR	Dreimonats-satz (EURIBOR)	viertel-jährlich	100%	08.07.2014	10'125'806	0,50%
3,50% p.a.	Maximum aus 3,5% und 3m USD LIBOR	Dreimonats-satz (USD LIBOR)	viertel-jährlich	100%	08.07.2014	10'125'807	0,50%
4,50% p.a.	Maximum aus 4,5% und 3m NIBOR	Dreimonats-satz (NIBOR)	viertel-jährlich	100%	08.07.2014	10'125'805	0,75%

\*indikativ

#### Risikohinweis:

Dieses Werbeinserat stellt keinen Emissionsprospekt im Sinne von Art. 652a resp. 1156 OR dar. Der alleinverbindliche Prospekt in englischer Sprache kann direkt bei ABN AMRO Bank N.V., Zweigniederlassung Zürich, unter der Tel. 044/6316262 bezogen werden. Die Produkte qualifizieren nicht als Anteile einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne des Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) und sind daher auch nicht der Aufsicht der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) unterstellt. Die Anleger sind dem Konkursrisiko der Emittenten ausgesetzt. Die Produkte sind weder für den Vertrieb in den Vereinigten Staaten, Grossbritannien oder den Niederlanden, noch an US-Personen bestimmt.

**Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass die Gespräche auf der angegebenen Linie aufgezeichnet werden. Bei Ihrem Anruf gehen wir davon aus, dass Sie mit dieser Geschäftspraxis einverstanden sind.**

➤ Weitere Informationen zu diesen und anderen interessanten Produkten von ABN AMRO  
Tel. 044 631 62 62 · [abnamro.pip@ch.abnamro.com](mailto:abnamro.pip@ch.abnamro.com) · [www.abnamromarkets.ch](http://www.abnamromarkets.ch)